This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

TAUSEND GEDANKEN

BERTHOLD AUERBACH

V

~~35 m. 21~~

~~163 c 47~~

163 D. 03

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Taylor Institution.

6/-

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

STATUT:

§ 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an Herrn Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin zu richten, oder durch eine der Buchhandlungen seines Wohnorts dem Genannten zu übermitteln.

§ 2. Jedes Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von *Dreissig Mark* R. W. (10 Thlr., 17 Gulden 30 Xr. rhein.*). Die Einzahlung hat, falls Vollzahlung nicht vorgezogen wird, in zwei Raten zu geschehen: die erste von 15 Mark (5 Thalern) bei Empfang der ersten Vereins-Publication einer jeden Serie und der Mitgliedskarte, die letzte Rate von 15 Mark bei Empfang des vierten Werks der betreffenden Serie.

§ 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie sieben Werke aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren. Jedes dieser Werke 20—23 Bogen umfassend, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbande. Nur bei poetischen Werken, wie zunächst bei Mirza-Schaffy, wird nicht immer der festgesetzte Umfang der Vereins-Publicationen innezuhalten sein, dafür jedoch diesen Werken eine besonders elegante Ausstattung zugewendet werden.

§ 4. Die Jahresserien beginnen und schliessen in der Regel am 1. Januar. Ein etwaiges Austretenwollen ist spätestens bei Empfang des sechsten Bandes einer jeden Serie dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§ 5. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

§ 6. Den Mittheilungen des Vereins über dessen weitere Entwickelung und eventuell noch engere Organisation wird später ein Verzeichniss der Genossen und Förderer des Vereins beigefügt werden.

---

* In *Oesterreich-Ungarn* nach Cours; in der *Schweiz* 40 Frcs.; in *Italien* 40 Lire Gold; in *England* 1 Pfd. 15 sh.; in *Holland* 20 Gulden; in *Frankreich* und *Belgien* 40 Frcs.; in *Russland* 15 Rubel; in *Amerika*, *Afrika* und *Australien* 15 Dollar.

Beitritts-Erklärungen, Zuschriften und Cassa-Sendungen sind zu adressiren: „An Herrn Verlagsbuchhändler A. Hofmann, Berlin W., Kronenstrasse 17."

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen ebenfalls Beitritts-Erklärungen entgegen.

Die bis jetzt gewonnenen Autoren sind:

De Bary, Prof. Dr. A.
Bartsch, Prof. Dr. K.
Bluntschli, Prof. Dr. J. C.
Bodenstedt, Prof. F.
Büchner, Dr. Louis.
Carrière, Prof. Dr. M.
Cohn, Prof. Dr. Ferd.
Droysen, Prof. G.
Ebers, Prof. Dr. G.
Ecker, Prof. Dr. J. A.
von Eye, Dr. A.
Falke, Prof. Jacob.
Falke, Dr. J.
Fischer, Prof. Dr. Kuno.
Fontane, Th.
Funke, Prof. Dr. Otto.
Gneist, Prof. Dr. R.
v. Giesebrecht, Prof. Dr. W.
Goldbaum, Dr. W.
Gutzkow, Dr. Carl.
Gosche, Prof. Dr. Rich.
Gerock, Dr. Carl.
Göll, Dr. Herm.
Häckel, Prof. Dr. E.
Hanslick, Prof. Dr. E.
Hassel, Prof. Dr. Carl.
Henne am Rhyn, Dr.
Hering, Prof. Dr. E.
Hermann, Dr. Emanuel.
Heyse, Dr. Paul.
v. Hochstetter, Prof. Dr. F.
Huber, Prof. Dr. Joh.
Justi, Prof. Dr. C.
Keller, Gottfried.
Laas, Prof. Dr. E.
Lammers, A.
v. Lasaulx, Dr.
Laube, Dr. Heinrich.
Lindau, Dr. Paul.
Laur, Dr. Eugen.
Lauser, Dr. W.
Lehmann, Dr. Max.
Lemke, Prof. Dr. Carl.
Lippert, Dr. J.
v. Löher, Prof. Dr. Franz.
v. Lützow, Prof. Carl.
Meissner, A.
Noë, H.
Osenbrüggen, Prof. Dr. E.
von Osten.
Pisco, Prof. Dr.
Reitlinger, Prof. Edm.
Richter, Prof. Dr. H. M.
Rogge, Dr. W.
Rosegger, P. K.
Rodenberg, Dr. J.
v. Sybel, Prof. Dr. H.
Scheerer, Prof. Dr. W.
Schmidt, Prof. Dr. A.
Schmidt, Prof. Dr. Oscar.
Spielhagen, F.
v. Schack.
Sterne, Carus.
Steub, L.
Strodtmann, A.
Stieler, Dr. Carl.
Sanders, Dr. Daniel.
Vambéry, Prof. H.
v. Weber, M.
Woltmann, Prof. A.
Zittel, Prof. Dr. C.

Für die erste Jahresserie — 1874 — erhielten die Vereinsgenossen die nachstehend aufgeführten Werke; jeder Band in Stärke von 22—23 Bogen, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbande:

Bodenstedt, Fr., *Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.*
v. Sybel, H., *Vorträge und Aufsätze.*
Schmidt, Ad., *Epochen und Katastrophen.*
Osenbrüggen, Ed., *Die Schweizer, Daheim und in der Fremde.*
Reitlinger, Edm., *Freie Blicke.*
v. Löher, Fr., *Kampf um Paderborn 1597-1604.*
Hanslick, Ed., *Die moderne Oper.*

Die I. Serie kann von später eintretenden Mitgliedern jederzeit zum Subscriptionspreise von 30 Mark nachbezogen werden.

Der Inhalt der zweiten Serie wird aus nachstehenden sieben Werken in gleich eleganter Ausstattung bestehen:

Richter, H. M., *Geistesströmungen.*
Heyse, P., *Giuseppe Giusti, Sein Leben und seine Dichtungen.*
Bodenstedt, Fr., *Shakespeare's Frauengestalten.*
Auerbach, B., *Tausend Gedanken des Collaborators.*
Gutzkow, K., *Rückblicke auf mein Leben.*
Sterne, Carus, *Zur Geschichte der Schöpfung.*
Frenzel, K., *Renaissance- und Rococo-Studien.*

Das Curatorium:

Dr. R. Gneist
Ordentl. Professor an der Kgl. Universität zu Berlin.

Graf Usedom
Kgl. Preuss. Wirkl. Geh. Rath u. General-Intendant der Kgl. Museen zu Berlin.

Dr. K. Werder
Geh. Rath und Professor an der Kgl. Universität zu Berlin.

C. v. Dachröden
Kgl. Kämmerer und Schlosshauptmann zu Berlin.

Adolf Hagen, Stadtrath.

Geschäftsführende Leitung: **A. Hofmann**, Verlagsbuchhändler in Berlin.

Dr. L. Lenz, Schriftführer.

Tausend Gedanken

des

Collaborators.

Von

Berthold Auerbach.

Berlin,

Verlag von A. Hofmann & Co.

1875.

Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten und
Nachdruck verboten.

„Das ist ein sonderbarer Mensch“, sagte der Wadeleswirth zu Reinhard; „hat man nicht gemeint, er will mit aller Gewalt die Kirche wieder auf den Berg setzen, und wenn man's ihm anders auslegt, gleich ist es ihm auch Recht. Grausam gelehrt muß er aber sein; was hat er denn eigentlich g'studirt?“

„Zuerst geistlich und dann viele Sprachen, jetzt ist er auf dem Bücherkasten angestellt, und da hat er von Allem was wegkriegt. Er hat im Ganzen wohl feste Meinungen und grundbrav ist er, das könnet Ihr mir glauben.“

„Ja, ja, glaub's schon.“

Der Collaborator war wieder herbeigekommen. Er konnte sich nicht enthalten, auf jedem Schritte Reinhard auf die Schönheiten des Weges aufmerksam zu machen; da war eine Baumgruppe, eine Durchsicht, ein knorriger Ast, Alles rief er an, „und sieh“, sagte er wieder, „wie das Sonnenlicht so herrlich in Tropfen durch die Zweige und von den Blättern rinnt!“

„Laß doch Dein ewiges Erklären!“ fuhr Reinhard auf; der Collaborator ging still, um sich wieder eine Blume zu holen und zerschnitt sie mit dem Federmesser.

„Ihr müßet ihn nicht so anfahren“, sagte der Wadeleswirth, „das ist ja ein glücklicher Mensch; wo ein Anderer gar nichts mehr hat, hat der noch überall Freude genug, an der Sonn', an einer Blum', an einem Käfer, an Allem.“

(„Lorle, die Frau Professorin.“ Zweites Kapitel. 1846.)

Zuwort von 1875.

Jetzt will ich aber auch einmal allein reden!

Habe mir's lange genug gefallen laſſen, immer nur daneben zu ſtehen und als Unterblatt für meinen Zwillingsbruder, den geſtaltungsfrohen Maler Reinhard zu dienen.

Es ſind bald dreißig Jahre, daß ich zuerſt aus der Bibliothek in's Dorf geſchickt wurde. Bin ſeitdem viel in der Welt herumgekommen, iſt nichts Ganzes aus mir geworden, habe nicht Haus, nicht Hof, nicht einmal das Luftſchloß eines Syſtems, habe aber Vielerlei aufgeſammelt und möchte es nun hergeben.

Mein beſter Freund hat mir die Anwendungen zu meinen Beobachtungen oft ausgeſtrichen und meint, die finde Jeder, der das Nachfolgende nicht in Einem Zuge, ſondern nach Luſt und Laune abſatzweiſe lieſt.

Was ich zu bieten habe, will nicht als allgemein giltige Wahrheit erſcheinen, iſt aber meine Wahrheit, und mag nun Jedermann zuſehen, was davon auch ſeine Wahrheit werden kann.

Adalbert Reihenmeier, genannt der Collaborator.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Von mir und von dir 1

Von der Natur 75

Vom Staat 117

Von der Kunst 139

Vom höhern Leben 219

Von mir und von dir.

Aphorismen bilden, nach einzelnen Halmen ſich bücken, iſt eben Aehrenleſen, nicht ein Schneiden der wogenden goldigen Getreidemaſſen, nicht Garbenbinden und große Ernte halten mit ſchmückendem Kranze. Aber die abgefallenen und eingeſammelten Aehren geben auch Brod, und was von Ambroſia im Brode iſt, das liegt nur im Geſchmacke der Genießenden.

Ich denke aus mir ſelber, darum bin ich — Ich. So mag für nachfolgende Blätter „cogito ergo sum" überſetzt ſein. Aber was bin ich? Wer kann ſagen, was aus ihm ſelber ſtammt, und was er unbewußt überkommen und nur in ſich aus- und umgebildet hat? Der Vater iſt auch Kind.

Du liebſt die Reflexion nicht? Unmittelbare oder durch die Kunſt vermittelte Anſchauung und Empfindung erſcheint wie Waſſer, die Reflexion wie Nebel, oder auch die Anſchauung erſcheint als Wärme, die allgemeine Betrachtung als Kälte; aber der Nebel kann zu Regen und Thau werden, und das erſtarrte Leben wird grade durch Kälte wieder erwärmt.

Es fallen mehr Aepfel unreif vom Baum als reife eingeheimſt werden.

Aphoriſtiſche Betrachtungen ſind oft wie ein farbloſer Niederſchlag aus lebendigen Wahrnehmungen, die erſt demjenigen wieder einen feſten farbigen Inhalt darbieten, der eine eigene Lebenserfahrung hinzubringt. So giebt es Flüſſigkeiten, die wie reines Waſſer ausſehen, aber durch Hinzuthun eines neuen Stoffes den darin aufgelöſten zur Erſcheinung kommen laſſen.

Da wo der Strom, vor allem der aus Schneeſchmelzen entſtehende, ſeinem Urſprunge noch nahe iſt, iſt er nie klar, er ſchleppt noch zu viel von aufgelockertem Berggerölle mit ſich; erſt weiter draußen wird er durchſichtig bis auf den Grund. So auch der dem Ereigniß noch naheſtehende allgemeine Gedanke.

Die Aphorismen kommen mir manchmal vor wie der Bettelſack des alten Männchens, das mir vor Kurzem auf der Landſtraße begegnete. Hat in jedem Hauſe ein Stück Brod bekommen, iſt gar verſchiedenes Gebäck und wird leicht zu trocken, aber wenn man's aufweicht, iſt doch wieder manch gut Stück genießbar darunter.

Es giebt abſtracte Gedanken, Abnahme von Lebenswirklichkeiten, deren innere Wahrheit wir von ſelbſt erkennen, wie wir bei den Bildniſſen guter Meiſter die Empfindung haben: das Urbild iſt getroffen, und doch kennen wir die Perſonen nicht oder ſie leben ſchon lange nicht mehr.

Ist das zu Grunde liegende Ereigniß nicht bezeichnet, aus welchem der allgemeine Gedanke entnommen wurde, so ist Manches nicht so faßlich, als es vielleicht bei der ersten Niederschrift war. Aber diese Ablösung von concreten Ereignissen bringt eine gewisse Erlösung und Befreiung des Gedankens, und die Möglichkeit weiterer Anwendung ersetzt die durchsichtigere Betrachtnahme und Anknüpfung.

Manche Gedanken sind wie ungespaltenes Holz. Wer den geeigneten Ofen hat, kann damit heizen. Andere müssen spalten und Manche müssen die wärmehaltenden Scheite liegen lassen und derweil frieren.

Ein Schelm giebt mehr, als er hat. Eigentlich lautet das Sprüchwort unsinnig, denn sobald man giebt, muß man vorher haben. Und doch hat's einen guten Sinn. Der Schelm lügt zu dem, was er weiß, denkt, fühlt, noch etwas hinzu, um als Höherdenkender, Tieferempfindender zu erscheinen. Ich denke in diesen Blättern kein Schelm zu sein.

Oft in Erkenntniß der Mangelhaftigkeit meines Wissens, der Lückenhaftigkeit meines Denkens, der geringen Umfassung und des so subjectiven Standpunktes meiner Anschauungen, in Betracht der Schwankungen und Wandlungen meiner Stimmung, der Unzufriedenheit mit meinem Thun und Lassen — oft erscheint es mir da überaus anmaßend und unberechtigt, daß ich es wage, im Gebiete der höchsten Ideen mitzureden oder gar Bestimmendes darin aufstellen zu wollen; bin ich ja selbst noch immer so ungeklärt und ist mir die gegebene Welt noch so räthselvoll. Wenn ich aber dann wieder auf Andere sehe, wie die Haltung Vieler eben darin besteht, daß sie sich nicht voll hingeben und wenn es geschehen, keine Nachgedanken in sich aufkommen lassen, wie oberflächlich und doch zuversichtlich der oder jener entscheidet, wie Menschen voll sittlicher Schwächen sich zur Leitung öffentlicher Angelegenheiten befugt halten, wie überall Lückenhaftigkeit, Anbrüchigkeit und Selbstbeschönigung, Abfinden mit herkömmlichen Ausprägungen und wie selten das Volle, Ganze, in sich Stetige und Schwankenlose ist, dann gewinne ich wieder Muth und Selbstvertrauen zu meiner Berechtigung.

Ich meißle meinen Stein an dem großen Baue und pfeife mein Lied dazu, es ist meine eigene wenn auch unfertige Melodie.

Es lassen sich nicht Gedanken festhalten und weiterführen, wenn man eine diesen Gedanken fremde oder mindestens von denselben unabhängige Haltung des Körpers bewahren muß und solche nicht ändern darf; es giebt einen rhytmischen Zusammenhang zwischen unserm Denken und unserer körperlichen Haltung.

So oft ich am einsamen Bauerngehöft vorüberkomme, ärgere ich mich jedesmal schon im Voraus über das Bellen der Hunde.

Das Wissen von der innern Störung hebt diese selbst noch nicht auf.

Melodienlose Fingerübungen spielen hören stört die Denk-Arbeit weit weniger, als eine wirkliche Melodie, eine musikalische Satzfügung; sie sind wie wortloser Vogelsang.

Lebe in einer großen Stadt, sie giebt Dir täglich die Lehre: Du bist entbehrlich!

In einer großen Stadt hat das Sterben und Begrabenwerden noch etwas beſonders Craſſes. Es iſt wie die Culmination und Beſiegelung der Thatſache, daß man auch lebend nur ein Tropfen im Meere war.

Von den italieniſchen Seen kommend, ſchien mir, daß unſer deutſches Leben eigentlich hauptſächlich auf den Winter eingerichtet iſt, und ſo iſt ganz folgerecht, daß die Germanen und nordiſchen Völker das Lebensalter nach Wintern zählten.

Ich mußte lange auf dem Bahnhofe den ankommenden Zug erwarten. Es war kein Signal da, das über deſſen Ausbleiben Kunde gab, und ſolches Warten erzeugt das fieberiſche Gefühl der Heimathloſigkeit. Man iſt nicht da und nicht dort. Es fiel mir ein, wie lange das deutſche Volk warten mußte auf den großen Zug der Geſchichte, der es zu ſeiner Einheit heimbrachte. Es iſt faſt zu verwundern daß dieſes böſe Warten ſeine Seele nicht ſchädigte.

Eine Tischgenossenschaft ohne ein zur Gemeinsamkeit verbindendes Wort läßt Speise und Trank ungesegnet. Wie das Gebet der Frommen, so weiht der Spruch der Freien die Nahrung erst zur menschlichen.

Ich habe gefunden, daß passionirte Theatergänger Menschen von geringer initiativer Kraft sind. Kommt diese Erscheinung vielleicht von einer Abstumpfung des wirklichen Lebensinteresses durch das nachgebildete?

Mit Gleichgesinnten kann man über das Wie streiten. Was soll aber eine Zurechtsetzung mit Menschen einer ganz anderen Weltanschauung? Ich kann nicht bekehren und nicht bekehrt werden.

Ich glaube nicht, daß je ein Mensch in voller Aufrichtigkeit „Meine Wenigkeit“ gesagt hat.

Beim Kartenſpiel wie im Leben ſind mir die Menſchen zuwider, die gern daneben ſitzen und Anderen ſpielen zuſehen. Sie haben leicht klug zu ſein und zu erklären, wie man mit dieſem oder jenem Trumpf hätte verfahren ſollen, denn ſie haben keinen Einſatz dabei gehabt.

Ich traf einen Mann, den ich immer hochſchätzte und von dem ich vor Kurzem eine lehrreiche Schrift erhalten hatte. Ich ſagte ihm: „Ich habe viel aus Ihrer Schrift gelernt.“ In höflichem Tone erwiederte er: „Iſt das Ihr Ernſt? Sie ſchmeicheln.“ „Der Teufel hole dieſe ſogenannte Beſcheidenheit!“ mußte ich ihm erwidern; „wie kommen Sie dazu, aus Beſcheidenheit mich zu beleidigen und für einen Lügner zu halten?“ Der Mann kam andern Tags und ſagte, was er geſagt habe, thäte ihm leid. Es war ihm herzlich ernſt, aber es iſt und bleibt traurig, welche Mißgeburten der Empfindung die formaliſtiſche Demuthtuerei erzeugt.

Nur wer wahrhaft bescheiden ist, das heißt wer die Mangelhaftigkeit seines Wesens und Wirkens kennt, hat auch die gerechte Anerkennung für Wesen und Wirken Anderer; denn er weiß, was es heißt, etwas sein und wirken.

Ich habe nur wirkliche Münzen im Besitze und die Gesellschaft will eigentlich mit Spielmarken bezahlt sein. Könnte ich diese prägen und ausgeben, es wäre bequemer und aufwandloser, aber ich schädigte damit mein Wesen, und mein Ohr könnte mich nicht mehr hören. Ich bin überzeugt, daß jeder Wirkliche auch in der Gesellschaft immer nur Wirkliches giebt; man giebt ja im Grunde auch nicht den Anderen, man giebt sich.

Der Idealist erlebt schwere Enttäuschungen an sich. Weil er in allen Charakteren das Edle voraussetzt und sucht, so glaubt er, daß die Anderen auch in ihm das Bessere voraussetzen und erkennen.

Ich bin ein Fremdling in der Welt mit meinem Denken, Wünschen und Hoffen. — Das klingt wie Selbstlob, als wäre ich etwas Absonderliches, Auserlesenes. Es ist aber einfach tiefe Selbstanklage, Bekenntniß schweren Mangels. Wer es nicht verstanden hat, mit Wahrung seiner Natur Stellung zu nehmen und sich in der Gemeinsamkeit der Welt zu finden, dem fehlt eine Grundeigenschaft.

Lerne früh „Nein" sagen. Es giebt nichts, was mehr Peinlichkeiten und Widerwärtigkeiten mit sich führte, als wenn man bei einer Zumuthung, der man gerne aus Menschenfreundlichkeit, aus Gefälligkeit willfahren möchte, trotz wohlbekannter Hindernisse eine bedingte Zusage giebt in der Hoffnung, daß die Ausführung doch ermöglicht werde. Bist du später in die Nothwendigkeit versetzt, ablehnen und versagen zu müssen, so hast du dir selber Bitteres auferlegt und den Anderen gegenüber erscheinst du als unzuverlässig, als zaghaft.

Warum bin ich so ärgerlich und verdrossen der Halbheit und Unklarheit gegenüber? Es kommt wohl daher: ich habe schon zu Vieles gar gedacht, und da soll man helfen Feuer anmachen, Acht haben auf's Ueberkochen. Und doch sage ich mir beim Altwerden wieder: Nimm dich in Acht, daß du nicht glaubst, du seiest fertig; sobald du das glaubst, ist dein Altwerden ein Absterben.

Wenn ich ein Erlebniß, bewußt oder unbewußt, in der Mittheilung ergänzte und abrundete, so wurde es mit neuen verunstaltenden Zuthaten weiter erzählt. Die Lüge hatte eben eine sich von selbst erweiternde Lücke aufgerissen.

Zweiflerisch an der Wahrhaftigkeit eines Menschen werden, ist wie wenn man ein Buch liest, von dem wir wissen, es ist voll Druckfehler. Jeder eigenthümliche individuelle Ausdruck erscheint wie ein Druckfehler, alle Lettern schwanken.

Bin jung geweſen und alt geworden und habe nicht geſehen, daß ein unwahrer Menſch, oder gar ein ſolcher, der ſich nicht vor der poſitiven Lüge ſcheut, das erſtrebte gute Ende genommen.

Der große Kampf, um zur Selbſthaltung zu gelangen, ſtark in ſich, unabhängig vom Wohlwollen Anderer, iſt dadurch ein beſonders ſchwerer, weil die Hingebung vielfach Schwäche iſt, ein ſich Gehenlaſſen ſtatt eines ſich Führens, eine gewiſſe Auflöſung ſtatt Zuſammenfaſſung, eine Unfähigkeit, allein zu ſein, weil man ſich immer mit etwas Anderem ergänzen muß.

Mitten im ſchwerſten Kummer fühle ich manchmal, daß noch etwas in mir iſt, was nicht angegriffen werden kann. Es iſt wie ein in tödtlichen Schmerz eingehülltes Stück Geſundheit.

Es giebt unbedachtſam hingeworfene Worte, die zur Achſe im Denken des Einſamen werden.

Was iſt das für eine Macht, die auf der höchſten beängſtigenden Spitze des Traumes plötzlich ſagt: Nun iſt's genug! nun ſei bewußt, daß du träumſt, ſei erlöſt! Iſt es Ueberlaſtung der ſeeliſchen Tragkraft, aus der die Abwälzung erfolgt? Geht der Seelenkraft da oben der Athem aus und muß ſie hinab zum Erwachen? Und welch ein Glücksgefühl dann, daß Alles nicht wahr iſt, welches ſchauerliche Behagen, daß es nie war, und doch wieder faſt ein fröſtelndes Verlangen zu wiſſen, was da droben auf der höchſten Spitze noch hätte werden können.

Bleibe nicht in Dunkel und Trübſal, laß Licht und Luft auf dich eindringen! Wehre ihnen nicht, ſie ſind die ewigen Heilkräfte. Sei in der Störung deines Weſens nicht dein Zerſtörer!

In der reinen Luft der Alpenhöhe fühle ich mich freier, weil der auf mir ruhende Luftdruck geringer ist. So auch geistig bei einer Erhebung der Seele. Den Luftdruck können wir messen, für die Last von Sorge und Gram giebt es kein äußeres Maß.

Warum man nur auf hohem Berge mit weitem Ueberblick sich gedrungen fühlt, sein Schicksal und vor Allem erlebtes Leid zu erzählen? Ist es, weil man alle Last ablegen und sich frei aufschwingen möchte? Ist es, weil auf der Höhe eine innere Ueberschau erweckt wird?

„Man ist länger todt, als man lebt" sagte eine Bauernfrau, „darum soll man lustig sein, so lange man lebt."

Der Kummer ist ein Verdummer.

Goethe ist mein Metronom, aber nicht meine Uhr; diese muß ich nach dem Sonnenstand meiner Zeit stellen.

An jenen knospensprengenden mit leichtem Nebel beginnenden sonnenhellen Frühlingstagen, was soll da Schreiben, Lesen, Studiren? Wandern oder still im Felde arbeiten, der treibenden Natur helfen oder sie frei aufnehmen, das ist dann unser einziges Verlangen.

Voll heiligen Geheimnisses ist jener erste Blick der Mutter auf ihr Kind. An meinem Geburtstage ist das Erste, was vor meiner dankbaren Erinnerung ersteht, das Bild meiner Mutter. Wie freute mich's, als ich erfuhr, daß auch der alemannische Dichter Hebel das Andenken seiner Mutter nicht an ihrem Todestage sondern an seinem Geburtstage feierte.

* * *

Wahrhaftigkeit vor sich ist der feste Grund alles dessen, was man Tugend nennt.

Ist die Wahrhaftigkeit unter den Ungläubigen größer und häufiger als unter den Gläubigen? Jedenfalls steht die Thatsache fest, daß seit Begründung unserer deutschen klassischen Literatur die Mehrzahl derjenigen, die sich über ihre persönlichen religiösen Ueberzeugungen aussprachen, zu den kirchlich Ungläubigen gehört.

Wer will eigentlich das, was ihm auferlegt ist? Unser Wille ist wie ein eingespanntes Pferd. Das Pferd will eigentlich davon laufen, aber es zieht dabei den Wagen, und der Wagen rollt hinter ihm drein. — Das Bewußtsein der Pflicht eint Freiheit und Nothwendigkeit.

Auf dem einsamen Gehöft ist ein angeketteter Hund, er bellt, das Echo antwortet ihm, er hält das für Zustimmung eines Genossen und bellt immer lustiger und selbstzufriedener.

Magere wissen immer, daß sie mager sind, fette Menschen selten daß sie fett sind.

Du kennſt eine Thatſache ganz genau, du wirſt vor Gericht gerufen, um ſie zeugeneidlich darzulegen und du bangſt, ob du auch Alles getreulich ohne Zuthat oder Verſchweigung kundgeben wirſt.

Wer die Geſchichte ſeiner Zeit ſchreibt, ſollte ſtändig in dieſer Empfindung ſtehen.

„Sie kommen gewiß zu unſerer morgigen Kirchweih," wurden wir im Dorf-Wirthshaus angeſprochen, als wir zur Erforſchung der Pfahlbauten am nahen See angekommen waren.

Die reine Naivität iſt die Gotteskindſchaft. Sie iſt keine Stufe der Entwickelung, ſondern der reine Naturbeſtand. Man kann nicht Kind werden, man kann es nur bleiben.

Es giebt auch eine Naivität der Herzensreinen, die bei Wahrnehmung eigener Schwäche und der Schwäche Anderer doch dem Geheimniß und der Schönheit der Welt immer auf's Neue wundernd, bewundernd und vertrauend gegenüberſteht.

Das Original, der Sonderling, ſteht noch im Bezirke der Naivität; ſein Widerſtand gegen die Lebensformen wird aber zur bewußten Wahrung ſeines Naturells, und im Unterſchiede von der urſprünglichen Naivität ſteht der Sonderling theilweiſe auf ſeinem Naturrecht, theilweiſe aber auch auf der zweiten Natur, dem Gewohnheitsrecht.

Es iſt eine ebenſo falſche als vielverbreitete Anſicht, daß die Naivität beſcheiden ſei; wie ſollte ſie das? Sie kennt ja kein Maß ihrer ſelbſt und keine Geltung Anderer.

Das Alter ſieht in allem Tagesereigniß nur Staubaufwirbeln, welches bald verſtoben und vergeſſen ſein wird; daher hat es keine rechte Luſt des Kampfes.

Man nennt Menſchen beſcheiden, die ſehr ſtolz ſind, indem ſie Jeden für zu gering halten, um ſich von ihm anerkennen zu laſſen.

Bescheidenheit ist das gemäßigte Selbstbewußtsein. Wer sich nicht für etwas hält, kann nicht bescheiden sein. Der aber ist es, der vor sich selbst die Grenzen seiner Kraft und die Mangelhaftigkeit seiner Leistungen kennt.

Goethe hat Unrecht, wenn er sagt, daß Muth und Bescheidenheit unzweideutige Tugenden seien, die die Heuchelei nicht nachahmen könne. Bescheidenheit ist vielmehr eine häufig geheuchelte Tugend und auch der Muth ist davon nicht ganz frei.

Der Fanatismus macht aus seiner Anschauung ein Dogma, die Toleranz bildet aus ihr eine Erkenntniß. Das Dogma ist fanatisch, „entweder, oder" heißt es da, „bekenne oder leugne." Die Toleranz als Erkenntniß durchschaut die Mannigfaltigkeit der Welt, in der sie sich selbst nur als eine Varietät empfindet.

Im Gespräche und in der Gesellschaft ist eigentlich nur der tolerant, der selber etwas ist und hat, er läßt auch Andere gern gelten und empfängt von ihnen. Toleranz ist eine Folge der Abklärung und ruhigen, abgeschlossenen Einigung in sich. Fanatismus ist Zeichen des Kampfes mit sich selbst wie mit der Welt; der Fanatische fühlt sich in Frage gestellt, wenn er Andere einen ganz andern Weg gehend sieht; er will nicht zugeben, daß auch diese die höchsten Güter des Lebens erfassen.

Mit der Dummheit hat sogar die logische Definition zu kämpfen. Die Dummheit hat mit der Genialität das gemeinsam, daß sie ebenfalls unberechenbar ist; es tritt im Verfolg der Wirkung ein ungeahnter Factor ein.

Die erste Stufe der Dummheit ist Stupidität, eine seelische Taubheit. Dieselbe Eigenschaft des stumpfgewordenen Salzes, welche Luther mit dem Worte „dumm" übersetzt, wird im Volksausdruck auch „taub" genannt. Auch etymologisch sind beide Worte identisch. Dumm, ursprünglich dumb mit unorganischem m, also dub (lateinisch s-tup-idus).

Die zweite Stufe der Dummheit ist die anerzogene oder freiwillige Beschränktheit, die keinen Gegensatz kennen will und keinen versteht, und da giebt es geistreiche witzige Menschen, die doch einfach dumm sind; sie können und wollen nichts Neues aus dem Herkommen Befreiendes in sich aufnehmen. Die Dummheit geht nicht mit in eine Folgerung, sie bleibt beim ersten Satze stehen.

Die Dummheit wie die Naivität ist ein in sich Beharren, beide können eigentlich nur Ich sagen, aber wenn die Dummheit ein dämmeriges Schlafleben hat, so ist die Naivität immer wach und in sich klar und spiegelt die Welt in ihrem Ich ab.

Dumm und gut sagt man. Ich habe gefunden, daß nur die Gescheiten wirklich gut sind. Der Gescheite allein weiß, was gut für den Andern ist, und der Dumme fällt bei eintretender Unzuträglichkeit leicht von seiner Güte ab.

Es ist eine gebräuchliche Redensart, daß der am besten fährt, der auf die Dummheit der Menschen spekulirt; es ist aber damit nicht eigentlich die Dummheit gemeint, denn diese zu berechnen ist das Schwierigste; man meint mit jenem Worte die vorurtheilsvolle Befangenheit und den Egoismus.

„Ja, aber er ist eitel" heißt es zuletzt, wenn du deine Freude am fleckenlosen Charakter eines Mannes ausgesprochen hast.

Man glaubt damit nichts Schlimmes gesagt zu haben, man will nur von der Last befreit sein, einen Andern rein und rechtschaffen zu finden. Was aber ist Eitelkeit?

Hast du je gehört, daß ein Mensch ernsthaft von sich bekannte: ich bin eitel? Wer sich auch sonst nicht scheut, einen Fehler einzugestehen, bekennt diesen doch nie.

Wenn sich Menschen mit uns messen, denen wir das Recht dazu nicht zugestehen, wenn sie ihr Thun mit unserm vergleichen, während es doch keine Gleichung hat, so kann man wohl sagen: unsere Eitelkeit ist verletzt, wir sind empfindlich. Das ist an sich wahr. Wahr ist aber auch, daß wir gereizt sind, weil wir eine falsche Schätzung der Dinge und Lebensbedingungen sehen; wir sehen, daß der Andere weder sich selbst noch uns gerecht erkennt, und die Empfindlichkeit besteht darin, daß wir das nicht darthun können ohne zu verletzen und ohne selbst dabei als eitel zu erscheinen.

Die Bescheidenheit in ihrer gesellschaftlichen Erscheinung wird oft als Gegensatz zur Eitelkeit gefaßt. Ist das nicht falsch? Muß nicht gerade Selbstbewußtsein Gegensatz der Eitelkeit sein? Denn der Eitle genügt sich nicht im Selbstbewußtsein, er möchte es gern immerdar zum Weltbewußtsein machen, und sei diese Welt auch nur das Casino in Klein-Residenzlingen.

Wer der Weltmeinung vor den Kopf ſtößt, wird nie eitel geſcholten, der Eitle will es eben der Welt gern recht machen.

Halte die Bekenntniſſe Goethe's und J. J. Rouſſeau's neben einander und du haſt das volle Bild eines Eiteln und eines Stolzen, oder — da dies Wort in der Regel mißverſtanden wird — eines Mannes, der ſich ſelbſt als Natur achtet und dieſe Natur frei, d. h. in Selbſtführung ausbildet. Goethe kennt die Unendlichkeit des geiſtigen und ſinnlichen Univerſums, das Jahrtauſende nicht erforſchen werden; Rouſſeau bildet ſich ein, das All in einige brillante Antitheſen einſchließen zu können.

Es iſt ein Irrthum, zu glauben, die Menſchen wollten im geſellſchaftlichen Geſpräche etwas gewinnen, wollten klarer werden und nicht blos ſich die Zeit vertreiben. Mancher giebt im Geſpräch ſeine volle Seele hin, das Beſte, was er vermag, und hat keine Ahnung davon, daß man ſeine begeiſterten Kundgebungen hinterher Vordringlichkeit und Eitelkeit nennt.

Der Eitle bekennt seine Fehler gern, aber mit einer solchen Betonung, daß sie als liebenswürdige Mängel oder gar als Tugenden erscheinen sollen. Der Selbstbewußte kennt die Legirung seiner Natur mit unedlen Metallen, achtet sich aber in seiner Selbstführung zu sehr, um Andere damit bekannt zu machen.

Der Eitle steht in einer gewissen Selbstschwelgerei, aber das genügt ihm nicht, er ladet auch Andere auf sich selber zu Gaste. Er will auch mit seinen Nichtigkeiten und Aeußerlichkeiten Andere übertreffen und in den Schatten stellen. Darum läßt er sich's am Umgang mit untergeordneten Naturen genügen. — Er kann nicht einsam sein, er hat den Schwerpunkt seines Wesens aus sich hinaus verlegt. Man kann auch sagen, er weiß nur von sich, sofern er sich im Spiegel sieht.

Dazu ist er beständig sein eigener Commentator. Er will, daß sein Thun und Lassen nicht nur gesehen, er will auch bewirken, wie es gesehen und empfunden werden soll. Er lebt in sich und ist doch gesellschaftsbedürftig, er ist fanatisch und doch empfindlich.

Der Eitle erſcheint als Gegenſatz des Selbſtſüchtigen, und doch zeigt ſich hier die Berührung der Gegenſätze. Der Eitle will immer Anderen etwas ſein, bringen, leiſten und erwartet dafür, daß man eben das genehm finde, was er bietet.

So fließen die Seelenbewegungen thatſächlich in einander, nur das Wiſſen trennt ſie zur Betrachtung.

Leſſing ſagt in der Streitſchrift mit Kloß, daß der Eitle höflich ſei. Iſt das wahr? Wohl nur in ſofern, daß der raffinirte Eitle nicht blos verlangt, ſondern auch vorweg bezahlt.

Eitelkeit und Koketterie ſind nahe Grenznachbarn. Bei jedem Wort, jeder Bewegung, jedem Thun will der Eitle beachtet, geſehen ſein, er bewirthet gern mit ſeiner Perſönlichkeit.

Jeder Menſch liebt ſich ſelber. Der Eitle aber iſt in ſich verliebt. Er bewundert, wie der Verliebte an ſeiner Angebeteten Alles, was einem Andern gleichgiltig iſt.

Der Eitle leidet an imaginären Uebeln, und die ſind am ſchwerſten heilbar. Er hat etwas vom Idealiſten, der die Welt verklärt und erhöht, aber er thut das immer mit der Idealiſirung ſeiner ſelbſt, und das macht ihn eben eitel.

Die Eitelkeit als Sünde iſt vielverbreitet, wird aber weder Eitelkeit noch Sünde genannt und iſt doch beides.

Du haſt etwas geſagt, gethan, es wird dir bewieſen, daß es falſch und unpaſſend iſt. Statt zu bekennen, es iſt wahr (das leidet eben die Eitelkeit nie), verſündigſt du dich an dir und Anderen, willſt dir und Anderen beweiſen, daß es wohlbedacht und richtig ſei, und verdirbſt damit deinen eigenen Gradſinn und den Anderer. Das iſt Sünde wider den heiligen Geiſt der Wahrhaftigkeit und ſie entſpringt häufiger aus Eitelkeit als aus ſittlicher oder geiſtiger Unfähigkeit, den Gegenbeweis zu verſtehen.

Was iſt ſentimental?

Wenn man dich das fragt, ſo meinſt du ſofort, du wüßteſt ganz genau, was darunter zu verſtehen iſt; du überſetzeſt das Wort zuerſt und ſagſt: empfindſam. Merkſt du, daß das keine Definition iſt, ſo ſetzeſt du hinzu: Sentimentalität iſt übertriebener ungerechtfertigter Eindruck von einer Sache, einem Ereigniß, zu große Eindrucksfähigkeit, Weichlichkeit u. ſ. w.

Iſt das wohl deckend?

Man iſt ſchnell bei der Hand mit Bezeichnungen, wie „Mondſcheinempfindung.“ Iſt aber Goethe's unvergleichliches Lied an den Mond: „Füllеſt wieder Buſch und Thal“ auch ſentimental im abfälligen Sinn?

O nein!

Alſo mußt du weiter und tiefer eindringen. Am beſten erklärt ſich's an Literariſchem. Der Dichter weckt Empfindungen, die tonlos in der Seele des Leſers ſchlummerten, ſie waren aber da. Wo iſt nun die Grenze?

Sentimentalität und Humanität ſind ſehr nahe Grenznachbarn.

Man ſchämt ſich heutzutage des Gemüths. Es erſcheint zu ſüß, und man beeilt ſich Eſſig der Satyre hinzuzuthun oder es in humoriſtiſche Weingähre umzuſetzen.

Der Sentimentale will lieber bemitleidet als gefürchtet ſein. Er iſt von ſeiner kleinen Welt abhängig und dieſe nicht von ihm.

Weichliche Naturen machen gern energiſche Programme von weitausgreifendem Umfang und erſchöpfen im Programm ihren momentanen Enthuſiasmus. Das Nächſte, Begrenzte mit ruhigem Bedacht ausführen, das giebt Kraft zu Weiterem.

Es heißt: beſſer Unrecht leiden als Unrecht thun. Der brave Menſch grämt ſich weit mehr über ein Unrecht, das er gethan hat, als über ein ſolches, das ihm angethan wurde.

Bei ſenſiblen Menſchen wiſſen wir leicht, was ſie fühlen, aber faſt nie, wie ſie handeln werden. Ihr Gefühl ſieht und empfindet ſo viele Seiten einer Sache, daß ihr Urtheil es ſchwer hat, die für den gegebenen Zweck wichtigſte herauszufinden.

Es iſt leicht energiſch zu ſein, wenn man einſeitig iſt.

Schwache, weichmüthige Menſchen laſſen ſich in der Anmuthung des Momentes leicht zu Verſprechungen verleiten, als Vorſätzen und Gelübden vor ſich ſelber und als Verbindlichkeiten gegen Andere. Sie gerathen dadurch oft in bittere Verwickelungen und in den Verdacht der Unzuverläſſigkeit; dann bringen ſie Opfer, die ihnen nicht gedankt werden.

Der Empfindliche lebt in einem perſönlichen Klima, das auch das Anderer ſein ſoll.

Es giebt eine Empfindlichkeit aus Unzufriedenheit mit ſich ſelber und eine andere aus geſteigerter Selbſtzufriedenheit. Man könnte ſie auch als Erkältungs- und Erhitzungsfieber bezeichnen.

Goethe hat die Tragödie der Empfindlichkeit in zwei weit auseinander liegenden Dichtungen grundmäßig ausgeſtaltet: Werther und Taſſo. Im Werther iſt die Empfindlichkeit monologiſch und das Widerſpiel iſt nur gedacht, im Taſſo iſt die Empfindlichkeit dialogiſch und dramatiſch ſchaubar.

Das Thema der Empfindlichkeit floß in der Dichterſeele von Werther bis zu Taſſo wie unterirdiſch weiter und nahm neue Stoffe in ſich auf, die es nun metallreicher machten. Werther erſcheint minder anmuthend und minder berechtigt, weil er nur ſeine Subjectivität geltend machen kann. Indem nun bei Wiederaufnahme des Themas der Empfindliche als Dichter erſcheint und den Rechtstitel ſeiner Natur und einer dichteriſchen Production aufweiſt, iſt auch unſere Theilnahme an ſeinem pathologiſchen Zuſtand eine geſteigerte.

Die Unabhängigkeit vieler Menschen besteht eigentlich in Unanhänglichkeit.

Eins von beiden! Entweder du allein, oder tausend Andere über dich. Entweder du mußt dich selbst beherrschen, oder Andere herrschen über dich, bestimmen deine Gemüthsverfassung, deine Handlungen, deine Unterlassungen.

Rücksicht, in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Rückschau, läßt nicht gradaus vorwärtsschreiten. Vor der beschlossenen That hat die Bedachtnahme ihre nothwendige Geltung als Vorsicht. Inmitten der Ausführung aber sich nochmals rückschauend auf den Standpunkt der Ueberlegung versetzen und kleinlich oder neugierig die unabwendbaren Folgen in's Auge fassen, erstarrt die begonnene That. Die Bibel giebt hiervon einen sinnvollen Mythus in der Erzählung von Loth's Frau, die in nochmaliger Rückschau versteinert.

Hingebung hält ſich gern für eine Tugend, iſt aber keine, im geſellſchaftlichen Leben wenigſtens nicht, wenn ſie einer gewiſſen Reſerve entbehrt, das heißt der Haltung. Wer ſich ſtets anlehnt, ganz den Schwerpunkt aus ſich auf die Stütze verlegt, der fällt um, wenn die Stütze weicht oder morſch in ſich zuſammenbricht.

Alſo Hingebung mit Haltung.

Will man einen Menſchen aus dem Waſſer ziehen, ſo muß man ihn in die Arme und an's Herz nehmen, damit iſt er aber noch lange nicht unſer Buſenfreund.

Haſt du ein menſchenfreundliches Herz, nimm dich in Acht, den Menſchen zu viel ſein zu wollen. Suchſt du unaufgefordert ihnen beizuſtehen, ſo erntest du nicht nur Undank in gewöhnlichem Sinne, — das wäre leicht zu ertragen — aber du verlierſt auch die Werthſchätzung, und das trifft ſchwer.

Wenn man ſich von einem Gemüthszuge hinreißen ließ und ihn unerwidert findet, wird man leicht bös und zornig. So bei Begrüßung des Landsmanns in der Fremde, wenn dieſer nichts von Landsmannſchaft wiſſen will.

Das bitterſte was du im Leben erfahren kannſt, iſt die Perfidie. Unſer deutſches Wort Treuloſigkeit will dem nicht ganz entſprechen, denn es ſagt nicht, daß aus deiner Vertraulichkeit, aus dem Aufſchluß deines Intimſten, verrätheriſch eine Waffe gegen dich geſchmiedet wurde. Der Treuloſe kann es zu einer Zeit ehrlich mit dir gemeint haben, der Perfide hatte nie treue Abſicht und Geſinnung.

Du haſt das Glück gehabt, manchem Menſchen Gutes thun zu können, und es ſchmerzt dich, wie verbreitet der Undank iſt. Iſt es aber Undank zu nennen? Es gehört eine höhere Natur dazu, empfangener Wohlthat gegenüber ſchön und frei zu bleiben, und die Noth des Lebens und der Zerfall mit dem Geſchick läßt dieſe höhere Natur nur ſchwer aufkommen oder zerſtört ſie. Die Unfähigkeit, ſich erkenntlich zu zeigen, iſt oft eine Folge des Mißgeſchicks.

— —

Gram und Groll in der Seele tragen, macht reizbar, schwergemuth und frühzeitig alt.

Wenn du es genau überlegst, hat dir Niemand in der Welt mehr Leid zugefügt, als du dir selber; schon darum, weil du Anderen, die es thaten, die Macht gegeben.

Wer sich über Verkennung und Undank der Menschen beklagt, hat sich zuerst über sich selbst zu beklagen, daß er sein Lebenskapital Unbekannten, ja im Stillen eigentlich als zahlungsunfähig Gekannten hingab.

Es können Zeiten und Stimmungen über dich kommen, wo du dein Glück, deine Erlösung aus Pein mit Aufopferung deiner Grundsätze erkaufen willst. Traue dir nicht. Nicht du wärest glücklich oder auch nur ruhig geworden, sondern ein Anderer, zu dem du dich durch Mißgeschick und Willensschwäche herabwürdigen und verwandeln ließest.

Das ſchlimme Interim! Nicht blos ſtaatlich, auch perſönlich. Es giebt Menſchen, die bis zum Lebensende im Interim ſtehen. Und ſind Diejenigen, die erſt das Jenſeits für das wirkliche Leben halten, nicht Interims-Exiſtenzen?

Erinnere dich, du haſt Tage, Wochen, Monate in fraglicher Exiſtenz geſtanden, jeden Morgen erwachte auf's Neue die Frage: Was wird aus dir? Einſtweilen ſetzten ſich die Funktionen von ſelber fort, aber es war kein Gedeihen in irgend einem Thun. Wenn wir auf die Geſchichte unſeres Volkes zurückſchauen, ſo erkennen wir, daß wir ſeit dem Ende des dreißigjährigen Krieges im politiſchen Interim geſtanden, und doch war das geiſtige Leben der Einzelnen ſo voll Triebkraft.

Die Natur kennt kein Interim, ſie iſt immer fertig und immer in der Entwickelung. Das müſſen wir im Geiſtesleben frei bethätigen.

Je unglücklicher man iſt und je weniger man ſich dabei ſelbſt hilft, ſondern Hülfe von Zeit und Menſchen erwartet, um ſo anſpruchsvoller wird man. Es ſollen die Anderen von ſelbſt an Einen denkend helfen. — Zum Kranken kommt man aber noch weniger als zum Geſunden.

Es giebt Nächste-Montagsmenschen, permanente Vorsätzlinge, die allen Ernstes sagen: laßt nur das und das sein und Ihr werdet sehen, wie ich frisch an's Werk gehe, laßt nur erst diese paar Tage und dann den Sonntag vorüber sein, am Montag mit der frischen Woche fange ich an. —

Gilt nicht! Heute ist Montag, in jeder Stunde fängt die Woche, der Monat, das Jahr und das Leben überhaupt an.

Wer keine Freude an der Welt hat, an dem hat die Welt keine Freude. Wen nichts anmuthet, der kann selbst nicht anmuthig sein. Der Stolz, der sich nicht hingeben will, wird zur Ungrazie; er ist nichts Positives, sondern ein Mangel.

Warmherzige Hingebung erwirbt Freunde, maßvolle Haltung bewahrt sie.

Unrecht, Mißdeutung, Mißhandlung erfahren, thut weh; das Schlimmſte aber iſt, wenn man inne wird, daß ſolche bittere Erfahrung uns zu verſchlechtern und die mißkannte Gewiſſenhaftigkeit und Rechtſchaffenheit in Gewiſſenloſigkeit zu verwandeln droht.

Eine Beleidigung ſtößt man ſo leicht heraus, und ein Reubekenntniß wird ſo ſchwer, ja man ſucht gern für das unüberlegt Geſprochene, Gethane, allerlei Scheingründe, als ob man es mit reifſtem Bedacht geſagt und gethan hätte. Und doch iſt es nicht geradezu ein Zeichen von der Schlechtigkeit der Menſchennatur, daß man ein unbedacht begangenes Unrecht ſo ſchwer ausgleicht, es iſt vielmehr das: wo ein Affect uns fortreißt, da geht Alles raſch, ganz anders aber wird's, wenn etwas aus Ueberlegung wieder berichtigt werden ſoll.

Der Trauernde iſt ein Kranker. Man wird leicht gegen einen Trauernden wie gegen einen Kranken unwillig und ungerecht.

Es giebt Seelen in denen die Undankbarkeit eine Grundſtimmung iſt. Während ſie etwas hören, das ſie erſt lernen ſollen, haben ſie ſtatt des Gefühls der Erkenntlichkeit ſchon einen Widerſpruch dagegen bereit.

Geſunde und dabei ſelbſtſüchtige Menſchen, haben einen wahren Zorn auf Kranke, als wären ſie Uebelthäter. Allerdings giebt es ein Krank- und ein Unglücklichſein, das alsbald verſchwinden müßte, wenn man ehrlich vor ſich und willenskräftig gegen die Störung wäre, aber nicht immer iſt das der Fall, und die Frage der Priorität von Kraft und Wille tritt hierbei wieder ein.

Die große Wetterſcheide des Lebens, die ganze veränderte Welt- und Menſchenbetrachtung tritt von da ein, wo man erkennt und erfährt, daß es Menſchen, ruhige, bürgerlich wohlgeordnete und geltende giebt, die ſich ſelbſt geradezu geſtehen: ich bin kein braver, ehrlicher, aufrichtiger, guter Menſch und weiß, daß ich auch bei Anderen nicht dafür gelte und will's auch nicht.

Das Lächeln ist die beliebteste Form der Lüge. Wie viel wird gelächelt, wo man eigentlich theilnahmlos und widersprechend ist, oder auch ein Vorgebrachtes gar nicht versteht. Mit Mienen lügen hält man nicht für thatsächliche Lüge.

In der Lüge liegt für den, dem sie aufgebunden wird, auch etwas Geringschätzendes. Der Lügner mißbraucht den Glauben und redet sich auch ein, daß dem Hörenden das scharfe Urtheil fehle.

Im Losziehen auf Andere, ja auch im Beklagen ihrer traurigen Lage liegt oft ein Wohlgefühl des eigenen Behagens, ein sich den vollen Bauch streicheln.

Wie kann ein Mensch leben, der von sich weiß, daß er heuchelt? Er kann es nur, indem er sich sagt, daß auch die Anderen heucheln.

Erklärte mir ein Mann: Wenn mir Jemand freundlich iſt, ſo frage ich: „Was will der?“ Das nennt man Weltklugheit.

Wer nicht an Andere glaubt, weiß vor Allem, daß er ſelbſt keinen Glauben verdient.

Hat ein Mann, den du irrthümlich für deinen Freund hieltſt, dir unleugbares Unrecht angethan, ſo ſtöbert er nach alten nicht quittirten Rechnungen in Eurem Verkehr.

Wenn du einen Flecken an dir entdeckt haſt, ſo ſuchſt und findeſt du auch gern die Flecken Anderer.

Wer vor dem Lichte die Augen ſchließt, kann mit vollem Recht ſagen: es iſt finſter.

Es iſt eine alte Sage, daß, wenn man viele Jahre ein Feuer ununterbrochen erhält, endlich aus dem Feuer eine Art Salamander hervorgehe, den man mit nichts tödten kann. Wenn man in anhaltender Spannung über die Lebensfrage ſteht, wenn man in einer Seele Leidenſchaft und Empörung fortwährend ſchürt, ſie nicht ruhen läßt und allen Beſtand tagtäglich neu unterwühlt, da ſchießt endlich aus ſolch ununterbrochenem Feuer ein Ungeheuer hervor, das Niemand mehr bewältigen kann, kein Element, keine Waffe.

Wenn man auf einen Menſchen wartet, lange vergebens wartet, in der Irre nach ihm ausſchaut, ihn ſucht, da kommt man leicht dazu, deſſen Fehler und Untugenden mit äußerſter Schärfe zu erkennen und zu rügen. Man zankt ſich mit ihm, und er iſt nicht da, und zankt ſich mit ihm, weil er nicht da iſt und doch in Gedanken uns nicht uns ſelbſt läßt. Der innere Widerſpruch, der im Warten, und im ungewiſſen, bald zuverſichtlichen, bald verzweifelnden Warten liegt, der alles Begegnende fraglich und gleichgiltig macht, dieſer Widerſpruch wird zu einer ſelbſtändig dämoniſchen Gewalt.

Die eigentliche Bösartigkeit ist die Schadenfreude, und sie giebt sich oft als redseliges Mitleid. Initiativ einem Anderen Schaden zufügen und sich dessen freuen, solcher Teufelei sind nur wenig Menschen fähig, aber Vielen ist es genehm, wenn das Schicksal ihnen solche Arbeit abnimmt.

Wer einen mit Recht erwarteten Brief lange zurückhält und dem Wartenden Tage des Räthselns auferlegt, begeht Aehnliches, wie wenn man einen Schuldlosen verhaftet und ihn nach Tagen wieder freiläßt. Wer giebt ihm die Tage, die er im Gefängniß verbringen mußte, wieder zurück?

Beim Wegzuge von einem Wohnorte zeigt sich die Lockerheit mancher gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verbindungen oft überraschend, wie die Möbel, wenn sie verladen werden, oft auseinanderfallen und Füße verlieren, während sie in der Ruhe doch so lange behäb beisammen und fest auf ihren Füßen standen.

Im Anfang war das Feuer, kann man von der Schöpfungsgeſchichte der Kultur ſagen; der Menſch allein hat das Feuer, und es macht ihn unabhängig von klimatiſchen Bedingungen, wie es ihm ſeine Speiſe und ſeine Werkzeuge bereitet. Die Sage vom Prometheus und die vom Baume der Erkenntniß ergänzen einander. Dieſe bezeichnet den Urſprung des freien Wiſſens, jene den Urſprung des freien Könnens.

Die vollendete Bildung und die vollkommene Unbildung kennen keine Langeweile, jene weil ſie allzeit und überall ein Object des Denkens und Empfindens hat, dieſe weil ſie deſſen nie und nirgends bedarf.

Wenn man einen Bauer fragt: wie viel Einwohner hat euer Ort? weiß er's in der Regel nicht. Es iſt das aber nicht Stumpfheit, ſondern das natürliche Zeichen der Nichtreflexion, der ſtillen Eingeſeſſenheit.

Bildung und Sitte müſſen ſo zur Natur geworden ſein, daß ſie ſich auch in den unbewachten Momenten kundgeben. Das iſt die echte Decenz, die auch vor ſich ſelber die ſchickliche Form bewahrt.

Die Menſchenfreundlichkeit kann ſich auch als Höflichkeit äußern; in der Regel aber weiß und will dieſe nichts von ihrem Urſprung und iſt hohle, inhaltsloſe Formel.

Nach der bibliſchen Tradition wurden alle Naturweſen durch das einfache „Werde!“ in's Leben gerufen; der Menſch allein wurde geformt und gebildet.

Der geſchichtliche Menſch nährt ſich nach der Muttermilch von gekochter Speiſe, und die Kochkunſt iſt wie jede Kunſt ein hiſtoriſches Gebilde mit Tradition und Technik.

Niemand ſchmeckt mehr abſolut rein. Ein Jeglicher hat eine hiſtoriſch belegte Zunge.

Alle Bildung, die übertragen werden kann, ist nichts als Handreichung und Führung dem, der sich selbst bewegt.

Es giebt eine Vorbereitung im Leben des Geistes, die dich fähig macht, einen Menschen, dessen Namen du nicht gekannt, dessen Antlitz du nicht gesehen, von dessen Dasein du keine Ahnung hattest, in dich aufzunehmen, als wäre er Ein Leben mit dir gewesen.

Der Gebildete hat ein bewaffnetes geistiges Auge.

Wenn der Waldbaum hoch genug ist, kann man den Telegraphendraht an ihm befestigen, ohne ihn durch Abhauen der Spitzen zu tödten; er lebt fort.

Es giebt eine Virtuosität der Bildung, die sich die Fertigkeiten des Genies angeeignet hat ohne seine schöpferischen Entwickelungen.

Die unteren Stände nehmen nicht nur die abgetragenen Kleiderformen, sondern auch die abgetragenen modischen Empfindungsweisen höherer Schichten als Sonntagsstaat auf. Die Sentimentalität ist in eine niedere sociale Region hinabgestiegen.

Man kann an derselben Flamme verschiedenartige Lichter anzünden; es kommt nur darauf an, daß jedes aus seinem eigenen Stoffe weiter brenne.

Die Naivität ist die psychische paradiesische Unschuld, die, sobald sie vom Baume der Erkenntniß und Bildung genossen, sich ihrer Nacktheit schämt und sich verbirgt.

Naivität, Bildung und schließlich Freiheit. oder Corruption; das sind die Entwickelungsstufen des Menschengeistes. In der Naivität: naturgesetzlich gebunden; in der Bildung: durch Maß und Regel der Erkenntniß gelenkt; in der Freiheit: zur Selbstführung seiner Natur gelangt; in der Corruption: zurückfallend in gesetzlos gewordene Natürlichkeit.

Der ganze Unterschied zwischen Ungebildeten und Gebildeten ist oft nur der, daß jene den verbotenen Apfel mit Schale und Butzen aufessen, während ihn diese sich säuberlich schälen.

Die Corruption betrachtet alle Bildung nur als Toilettensache, als gesellschaftliche Herrichtung. Vor sich selber macht sie keine Toilette; denn Erscheinen oder eigentlich Genießen, nicht Sein ist ihr Grundzug.

Das Geistreiche als Selbstzweck ist schon der Beginn der Corruption.

Es giebt eine Vorhemdchens-Bildung, die eben nur so viel hat, als zum Gesehenwerden nöthig ist.

Der Geistreiche verhält sich zu dem Geistigen wie ein Springbrunnen zu einer tief gefaßten Quelle: jener, durch ein mechanisches Druckwerk getrieben, spritzt und plätschert und schillert, tränkt und nährt aber nicht, diese, tief in sich quillend, ungehört und ungeschaut bietet einen Labetrunk dem, der es versteht daraus zu schöpfen.

Es giebt ein Leben für's Album. Ein Kunstwerk, ein Naturanblick, ein bedeutsames geschichtliches Ereigniß wird von Vielen nicht als Erfüllung und Erhöhung ihrer Individualität gesucht und empfunden, sondern sofort für das Album bereitet. „Wie wirst du dich daran erinnern?" das denken Viele inmitten des Erlebnisses.

Menſchen ohne eigenes feſtes Naturell lernen leicht viel. Sie beſtehen immer nur aus dem momentan aufgenommenen Inhalt, wie gewiſſe Weichthiere eigentlich nur Magen ſind und die aufgenommene Speiſe immer durchſcheinen laſſen.

„Was macht die Rieſin jetzt am Morgen, wenn ſie Niemand ſieht?“ fragte ein Kind, das Tags vorher in einer Schaubude geweſen. Die Mutter wurde bös; ſie dachte an ihr geſtriges Glänzen in der Geſellſchaft.

Es giebt Menſchen, bei denen, wie in modernen Kaufläden, Alles an den großen Schaufenſtern hängt; wenn man hineinkommt, iſt nichts drin.

Vorherrſchend witzige Menſchen haben ſelten geraden Verſtand, denn das Unlogiſche, Abſpringende, combinirt in der Regel den Witz.

Zum Fortkommen in der Welt bedarf man einer gewissen Legirung mit Albernheit, wie die umlaufende Silbermünze des Kupfers bedarf.

Eine Hauptkunst der Weltmänner ist Ignoriren, als Maske des Nichtwissens; dadurch ist der Antretende in der Nöthigung, sich auszusprechen und zu erklären, und der in Ruhe sich Haltende gewinnt eine sich von selbst ergebende Souveränetät.

Ein Mensch, der gewohnt ist, sich in seinem Kreise unfläthig gehen zu lassen, bekommt in fremder, gebildeter Gesellschaft leicht etwas Geziertes, Gemachtes.

Daß ein Mädchen mit gebildeten Kleidern einen Hund zehnmal auf die Schnauze küßt, das findet man nicht gemein; wenn aber Einer im natürlichen Ekel: „Pfui Teufel!“ dabei ausruft, o, wie gemein ist das!

Es giebt Menſchen, die Alles ſo ſubtil und ſcharf behandeln, daß ſie, ſo zu ſagen, Brod mit dem Raſirmeſſer ſchneiden.

Richtig denkende Menſchen, die ſich verkehrt ausdrücken, ſind wie Uhren, die ganz gut gehen, aber falſch ſchlagen.

Es giebt Menſchen, vorherrſchend äſthetiſche, die ihr Leben lang und am liebſten Fremdenführer ſind; das Fremde und der Fremde macht noch am meiſten einen äſthetiſchen Eindruck und keinen familienhaften Anſpruch auf perſönlich fortgeſetzte Theilnahme.

Das Sprechen fremder Sprachen giebt Vielen die geſchulte und bewußte Logik. Man iſt genöthigt, dem, was man ſagen will, eine Beſtimmtheit zu geben nach Form und Inhalt und den Gegenſtand ſachlich zu überlegen, und ſo erhält das Sprechen eine gewiſſe unmittelbare logiſche Fülle, Fertigkeit und Beſtimmtheit.

Ein Kind soll keine fremde Sprache lernen, bevor es die Eindrücke des Lebens in der heimischen ausdrücken kann. Man pfropft einen Rosenstrauch und einen Fruchtbaum erst, wenn sie zu wilden Stämmchen erwachsen sind.

Das Kind thut nicht gern etwas Zweckhaftes und vor Allem nicht gern nach Befehl. Welch eine Lust ist es, die Mohnköpfe im Garten auszuschütteln; aber sich still hinsetzen und die Mohnkörner in eine Schüssel entleeren, das will das Kind nicht. Die Gebundenheit und das Einerlei ist ihm beschwerlich.

Es giebt auch viele Erwachsene, die noch solche Kinder sind, sie thun Alles gern aus Passion und Zeitvertreib, aber nicht als Pflicht.

Groß ist der Sinn für Gerechtigkeit in einem Kinde, zumal in den ersten Jahren der Schulpflichtigkeit. Hast du als Lehrer einen Knaben ungerecht gestraft, so vergißt er das nicht leicht; alte Männer erzählen noch von Ungerechtigkeiten in der Schule. Ein begangenes Unrecht und eine dafür verbüßte Strafe vergißt man dagegen sehr schnell.

Man hat in der modernen Pädagogik den Anschauungsunterricht auch dahin ausgedehnt, daß bereits in den ersten Lesebüchern die alltäglichen Gegenstände in Umrißzeichnungen den Kindern vor Augen gestellt werden, und das hat sicher etwas Erweckliches. Es bleibt aber die Frage, ob die unmittelbare Anschauung, die fruchtbare Wahrnehmung charakteristischer Besonderheiten nicht dadurch beeinträchtigt wird. Es ist einer der heikelsten Punkte des ganzen modernen Lebens, daß man mit dem Verstande mehr lernt, als Gemüth und Gesinnung bewältigen können; man lernt auch noch mit fremden Augen sehen, bevor man mit eigenen Augen gesehen hat. Das Hinweisen ist vielfach störend, und es ist mir immer als ein besonderes Symbol erschienen, daß nach dem Volksglauben man nicht mit dem Finger auf einen Stern hindeuten dürfe, denn man steche dabei einem Engel in's Auge.

Weil in großen Städten die Eltern so vielfach in Gesellschaft und von socialen Dingen beansprucht leben, müssen sie den Kindern vorzeitige Vergnügungen verschaffen, nur um sie zeitweilig gut unterzubringen.

Die eigentliche Bösartigkeit ist die Schadenfreude, und sie giebt sich oft als redseliges Mitleid. Initiativ einem Anderen Schaden zufügen und sich dessen freuen, solcher Teufelei sind nur wenig Menschen fähig, aber Vielen ist es genehm, wenn das Schicksal ihnen solche Arbeit abnimmt.

Wer einen mit Recht erwarteten Brief lange zurückhält und dem Wartenden Tage des Räthselns auferlegt, begeht Aehnliches, wie wenn man einen Schuldlosen verhaftet und ihn nach Tagen wieder freiläßt. Wer giebt ihm die Tage, die er im Gefängniß verbringen mußte, wieder zurück?

Beim Wegzuge von einem Wohnorte zeigt sich die Lockerheit mancher gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verbindungen oft überraschend, wie die Möbel, wenn sie verladen werden, oft auseinanderfallen und Füße verlieren, während sie in der Ruhe doch so lange behäb beisammen und fest auf ihren Füßen standen.

Am Anfang war das Feuer, kann man von der Schöpfungsgeſchichte der Kultur ſagen; der Menſch allein hat das Feuer, und es macht ihn unabhängig von klimatiſchen Bedingungen, wie es ihm ſeine Speiſe und ſeine Werkzeuge bereitet. Die Sage vom Prometheus und die vom Baume der Erkenntniß ergänzen einander. Dieſe bezeichnet den Urſprung des freien Wiſſens, jene den Urſprung des freien Könnens.

Die vollendete Bildung und die vollkommene Unbildung kennen keine Langeweile, jene weil ſie allzeit und überall ein Object des Denkens und Empfindens hat, dieſe weil ſie deſſen nie und nirgends bedarf.

Wenn man einen Bauer fragt: wie viel Einwohner hat euer Ort? weiß er's in der Regel nicht. Es iſt das aber nicht Stumpfheit, ſondern das natürliche Zeichen der Nichtreflexion, der ſtillen Eingeſeſſenheit.

Bildung und Sitte müſſen ſo zur Natur geworden ſein, daß ſie ſich auch in den unbewachten Momenten kundgeben. Das iſt die echte Decenz, die auch vor ſich ſelber die ſchickliche Form bewahrt.

Die Menſchenfreundlichkeit kann ſich auch als Höflichkeit äußern; in der Regel aber weiß und will dieſe nichts von ihrem Urſprung und iſt hohle, inhaltsloſe Formel.

Nach der bibliſchen Tradition wurden alle Naturweſen durch das einfache „Werde!“ in's Leben gerufen; der Menſch allein wurde geformt und gebildet.

Der geſchichtliche Menſch nährt ſich nach der Muttermilch von gekochter Speiſe, und die Kochkunſt iſt wie jede Kunſt ein hiſtoriſches Gebilde mit Tradition und Technik.

Niemand ſchmeckt mehr abſolut rein. Ein Jeglicher hat eine hiſtoriſch belegte Zunge.

Alle Bildung, die übertragen werden kann, ist nichts als Handreichung und Führung dem, der sich selbst bewegt.

Es giebt eine Vorbereitung im Leben des Geistes, die dich fähig macht, einen Menschen, dessen Namen du nicht gekannt, dessen Antlitz du nicht gesehen, von dessen Dasein du keine Ahnung hattest, in dich aufzunehmen, als wäre er Ein Leben mit dir gewesen.

Der Gebildete hat ein bewaffnetes geistiges Auge.

Wenn der Waldbaum hoch genug ist, kann man den Telegraphendraht an ihm befestigen, ohne ihn durch Abhauen der Spitzen zu tödten; er lebt fort.

Vieler Menschen Tugend besteht nur darin, daß sie nichts vertragen können.

Weiche, eindrucksfähige, in's Detail ausempfindende, was man kurz gemüthliche Menschen nennt, gerade diese sind auch launisch. Es sind eben Menschen, die lebenslang in der Entwickelung sind, in einer Art Frühlingszeit verbleiben; weniger im Sommer und im hohen Winter, als im Frühling ist das Wetter unbeständig, jäh abwechselnd.

Viele Charaktere sind nichts als eine Mosaik von Stimmungen; mit der Zeit bröckeln sie leicht ab.

Die Gesellschaft will nicht, daß man ihr eine Stimmung bringe; man kommt ja nicht mit eigenem Licht in die erleuchteten Gemächer, man soll sich nur in der gegebenen Beleuchtung angenehm tummeln und sich die für Auge und Ohr bereiteten Genüsse genehm sein lassen.

Der beſte Geſellſchafter iſt der, der von einer Arbeit kommt; iſt er auch müde, der Geiſt der Arbeit ruht auf ihm, und die ruhende Energie der Lebenskraft iſt anmuthend.

Manche Menſchen kommen mir in ihren beengten Verhältniſſen vor wie ein Schattenriß unter Glas und Rahmen gegen das lebendige freie Leben; nur ein dunkles, kaum die äußerliche Form wiedergebendes Bild ſteht da, das Beſte der Perſönlichkeit geht nicht in dieſe Umgrenzung und paßt nicht zu dem, was man von ihr abnehmen wollte.

Eine große Frage der Lebenskunſt iſt, inwieweit wir unſere Perſönlichkeit, unſere Eigenthümlichkeit mit in die Geſellſchaft nehmen und an ſie hinausgeben dürfen.

Zu viel Perſönlichkeit atomiſirt die Geſellſchaft, zu wenig Perſönlichkeit verflacht ſie und macht ſie farblos, fade und vag.

Wenn man altvertraute Menſchen wieder, oder einen neuen Menſchen zum erſten Mal geſehen, hat man Morgens beim Erwachen ein Gefühl, als hätte man ſie geſtern noch nicht im Tageslicht geſehen oder eigentlich in einer fremden Beleuchtung; heute erſt wird man ſie recht und klar ſehen. Man hat ſie geſtern nicht im ſtetigen weißen Licht, ſondern im Morgenroth der Wiederſehensempfindung oder des erſten Aufgangs erſchaut; heute ſoll ſich das Alles erſt ruhig und ſchön ſetzen und beleuchten.

Es giebt ein Abbrechen des Geſprächs, einer Erörterung, bei dem man das Gefühl hat, als ob man ſich nicht ordentlich abgetrocknet hätte nach dem Waſchen.

„Bitte, lieber Herr Medicinalrath, ſagen Sie mir ohne Schonung die volle Wahrheit, wie es mit mir ſteht!“

„Ja, lieber Freund, ſage mir ſchonungslos meine Fehler und Mängel!“

Will Jener und will Dieſer die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit?

Wie unſer Geſellſchaftsleben überhaupt, ſo iſt beſonders auch die Carnevalsluſt vor ſich ſelbſt vielfach erlogen. Die Phraſe von der tollen Carnevalsluſt beherrſcht die Menſchen, und man hat nicht den Muth, die Freude zu improviſiren. Man maskirt ſich innerlich vor ſich ſelbſt, thut toll, ohne es zu ſein.

Du wünſcheſt ſo zu erſcheinen, wie du biſt, und doch kannſt du es wohlgefällig aufnehmen, wenn man dir ſagt, du ſäheſt zehn Jahre jünger aus, als du biſt. Vielleicht kommt es davon her, daß du daraus eine Zuverſicht höheren Alters ſchöpfeſt.

Die widerwärtigſte Menſchengattung iſt der reſervirte Philiſter; er lächelt zu Allem, was geſagt wird und was geſchieht, er weiß Alles beſſer, was zu ſagen iſt und was zu geſchehen hat, er kompromittirt aber ſeine Stellung und ſeinen Verſtand nie.

Es giebt Menſchen, die ſo wachsfiguren ausſehen, daß man glaubt, jede Minute kann es ſchnurren und die Automaten fangen zu ſpielen an.

Manche Menſchen bringen im Geſpräche zugeſpitzte Treffworte von ehedem vor, die wie eingelegte Gemüſe ſind; ſie haben etwas Stickiges, Müffiges.

Das Vielbeſuchen macht öde wie das Speiſen an der Gaſthofstafel; man ißt von allen Schüſſeln und hat zuletzt doch eigentlich keine geſunde Sättigung.

Die Menſchen reiſen und wollen flugs Geſchichte erleben, die Intimitäten und großen Thätigkeiten der Volkspſyche kennen lernen; das iſt, als wäreſt du auf einer Alpenhöhe und wünſchteſt ſofort einen Adler fliegen zu ſehen und ſchreien zu hören.

Stubengelehrte, die den ganzen Tag bei ihren Büchern sitzen, sind oft in Gesellschaft die Redseligsten, die Niemand zu Worte kommen lassen und sich so mit Anderen zu unterhalten glauben. Sie hören oft den ganzen Tag ihre Stimme nicht, sie gehen nur mit Büchern um, die ihre Gedanken sehen lassen, nicht hören machen, da bricht dann unbewußt im Angesichte der Menschen der ganze verhaltene Geselligkeits- und lebendige Mittheilungstrieb über alle Schranken und Dämme.

Die im Eisenbahn-Wagen Sitzenden sind gewissermaßen verstimmt oder sarkastisch gegen den, der auf einer Mittelstation einsteigt. Das Eisenbahnreisen bringt eine eigenartige Gereiztheit der Stimmung hervor; man ist innerlich in Eile, gehetzt, die glückliche Reisestimmung, die Ruhe in der Bewegung ist verschwunden und absolute Bewegung und Unruhe geworden.

Eine Mißhelligkeit, ein Disput wirkt auf eine verstimmte Seele leicht wie eine Reizung und Verwundung auf einen schlechtgesafteten Körper; es eitert Alles und heilt schlecht.

Es können Menſchen, und ſeien ſie noch ſo belebt, nicht einen ganzen Tag zum Amuſement mit einander in Stuben leben, man empfindet das Bedürfniß der Iſolirung, und ſo greift man zum Kartenſpiel; man iſt dabei zuſammen und doch in einer anderen Sphäre, und wenn das Spiel aufhört, kommt man eigentlich wieder zu einander in Geſellſchaft und begrüßt ſich neu.

Wenn der Strom niederer wird, ſieht man erſt, an wie viel Stellen er ſeicht war. Menſchenſeelen und Ströme, die ihren Zufluß nicht aus inneren tiefen Quellen, ſondern eben nur von außen haben, vom Regen, vom Schneeſchmelzen, von Tagesereigniſſen und Lectüre, ſind ſehr leicht in ihrer Seichtigkeit und Veränderlichkeit erkennbar.

Es geſchieht leicht, daß man bei einer Beweisführung einen guten, unwiderleglichen Grund vorbringt, aber man redet ſich in Hitze, das Vorgebrachte wird gehäuft, ein halber, haltloſer Grund wird hinzugefügt und Alles iſt verdorben. Ein fauler Apfel unter einem Haufen ſteckt die anderen an oder giebt ihnen wenigſtens einen Faulgeruch.

Wie leicht überträgt ſich eine Verſtimmung. Wenn Zwei gemeinſam auf einen verſprochenen Beſuch warten, den gewohnten Gang des Lebens unterbrechen, harrend daſitzen und — vergebens; da kommt es leicht, daß die Beiden über irgend eine Kleinigkeit mit einander in Streit gerathen. Die Verſtimmung gegen den Abweſenden trägt ſich leicht auf den Anweſenden über.

Es iſt gefährlich, wenn man in bedrückter, zaghafter Stimmung iſt, mit einem alten Widerſacher zuſammenzukommen. Leicht thut ſich da eine gewiſſe innere Abtrünnigkeit auf, man iſt verſöhnlich, unbillvergeſſend mit dem Einzelnen, wo man die ganze unfaßbare Welt ſich entgegen weiß. Aber das hat keinen Halt.

Eine Miethswohnung ſuchen macht verſtimmt und mißmuthig. Warum? Wohl weil du dir deines Fremdſeins auf der Welt neu bewußt wirſt.

In hülfloſer Verlorenheit wird man leicht abergläubiſch und läßt ſich vom Zufälligen beſtimmen.

Worin liegt denn die Luft, daß die Menſchen ſo gern waghalſige Seiltänzer und Menſchen, die ihren Kopf in den Rachen eines Löwen legen, mit anſehen?

Ich glaube, es iſt ein Spielen mit der Gefahr und doch auch eine Luft, die Kraft des Menſchengeiſtes wahrzunehmen und daneben im Gefühl der eigenen Sicherheit zu ſtehen.

Der Mann, der Morgens ſeine Stiefel anzieht und vorher die Sohlen beguckt, ſtammt aus armen Verhältniſſen.

Es giebt Menſchen, denen die Ehre wie ein Faß Wein erſcheint; jeder Schoppen, den ein Anderer trinkt, iſt ihnen weggetrunken.

Wenn man in gleichbleibender Schrittmäßigkeit ein Fuhrwerk bei der Fußwanderung einholt, überholt man es auch. Was dich dem Vorausgehenden nahe brachte, bringt dich auch darüber hinaus.

Beim Reiten kommt der Geiſt in eine Art träumeriſchen Trott, es iſt nicht möglich, dabei logiſch konſequent fortzudenken, weil wie der Körper ſo auch die Seele (und das beim beſten Reiter) in fremder Gewalt iſt und mindeſtens eine Theilung der Seelenthätigkeit dabei eintritt. Daher iſt es für zuviel Denkende gut, wenn ſie reiten müſſen und ſich ſelbſt entführt werden, und paſſionirte Reiter ſind ſelten ſyſtematiſche Denker.

A. N. hofft in der anderen Welt zu ſeiner Seligkeit, mit Raphael, mit Mozart und Goethe zu leben. Wie aber können dieſe ſelig ſein, wenn ſie mit N. N. leben müſſen?

Die Juden ſind Kinder des Mitleids, ſie verſtehen Leid zu tragen, zu lindern, weit beſſer, als Freude zu ſchaffen; die Erinnerung vergangener Gedrücktheit macht ſie verſtändnißvoll für alles Leiden.

Du ſollſt nicht Reue haben, oder nur ſo weit, daß du den begangenen Fehl künftig meideſt. Das kann man praktiſche Reue nennen.

Aber wunderlich! Man lernt aus dem begangenen Fehl oft ganz Anderes als man eigentlich daraus lernen ſollte.

Es giebt ein Imponiren dadurch, daß man den Menſchen ihre eigenen Ideen klar und flüſſig macht, und darin liegt etwas Befreiendes, Dank Erweckendes; die Mehrzahl aber fühlt ſich dadurch imponirt, daß man ihr zu verſtehen giebt, ich ſpreche Dinge, die du eigentlich nicht faſſeſt und nicht faſſen kannſt, und die Orakulirenden wirken dadurch noch umſomehr.

Es giebt Menſchen, die ſo geſcheit und gut aufnehmend ſind, daß wir geſcheiter werden, wenn wir mit ihnen zuſammen ſind und Geſcheiteres, Belebteres, tiefer Gehaltenes vorbringen, als ſonſt. Wir lieben unbewußt ſolche Menſchen, ihr Sein iſt uns wie eine Wohlthat.

Es giebt Menſchen, die der Seele eine Sättigung geben. Wo zwei zuſammenſitzen und von ihnen reden, fühlt Jeder ſich glücklich im Erkennen und Auslegen des Reinen und Schönen und iſt dem Andern dankbar für jeden neuen Einblick. Aber ſeltſamer Weiſe iſt man bald fertig im Darlegen und Erklären des rein Schönen.

Und wieder giebt es Menſchen, die, wo zwei beiſammenſitzen, einen unerſchöpflichen Stoff der Betrachtungen bieten, und dieſe wenden ſich meiſt auf das Unliebſame, während das Anziehende gewaltſam eingemengt und hervorgehoben wird. Will man endlich abſchließen, ſo fühlt man ſich verpflichtet hinzuzufügen: Uebrigens heuchle ich nicht, wenn ich der Perſon freundlich begegne; denn ſie hat nicht nur viel Beſtrickendes, ſondern auch Gutes.

Wohlwollen der Menſchen, freundliche Anſprache iſt wie milder Sonnenſchein in erſten Frühlingstagen; es macht geſund und weckt alle Keime.

Sie ſehen dem und dem ähnlich — das wird dir oft geſagt. Du ſelber findeſt keine ſolche Aehnlichkeit. Warum? weil du kein Spiegelbild von deiner eigenen Erſcheinung haſt. So oft du dich auch im Bilde betrachten magſt, du kannſt nicht einmal beſtimmen, wie weit es durch die rechte Lichtwirkung dir ähnlich iſt.

Du kannſt dir jederzeit die Erſcheinung eines abweſenden Freundes genau aus der Erinnerung vorſtellen, dich ſelber aber nicht. Das mag nicht nur davon herkommen, weil Niemand die rechte Diſtanz zu ſich hat und die rechte Objectivetät, auch ſeeliſch kennſt du dich nicht ganz, du unterſchätzeſt oder überſchätzeſt dich.

Man beurtheilt Andere leicht nur nach dem klaren und dürftigen Maaß ihrer Thaten, ſich ſelber aber nach den Thaten und noch obenein nach allem dem, was man gedacht und gewollt hat und in ſich ſchlummern fühlt.

Von der Natur.

Frühling! die heilige Schönheit der Welt geht dir neu auf und erfüllt dich mit dem Friedens- und Segensgefühl des Daseins. Du bist im Jetzt und in der Ewigkeit, im Geheimniß alles Lebens; es leuchtet, es duftet und klingt, und das alltäglich Gewohnte ist verklärt. Mit jedem Frühling erwachst du wieder im Paradiese.

Es giebt keinen reinen Frühling. Man wandelt immer auf dem welken Laub vergangenen Daseins.

In der Rosenknospe ist Alles vorbereitet, aber Duft und Farbe entstehen erst im Licht.

Die ſchönſte Blume, die Roſe, iſt am längſten Knospe und ſie blüht lange, bevor ſie ſich entblättert.

Im Sturm brechen die Blüthen an den Bäumen raſch auf; der trockne Frühling bringt zuerſt mehr Blätter vor den Blüthen als der naſſe.

Nur noch ein einziger Regentag! Alle Knospen ſpringen auf. Der helle Frühling iſt da. Es giebt im Frühling auch eine Unruhe im Gemüthe, die dem harrenden Drängen draußen parallel geht.

Es iſt keine Blume ſo einſam im ſtillen Thal, es kommt eine Biene, ihren Honig zu koſten.

Die erſte Roſe am Baume giebt es ſelten, es brechen in der Regel viele auf Einmal auf, aber die letzte Roſe im Herbſt giebt es.

Die Blumen blühen nicht nur in schönen, wohlgepflegten Gärten, sie blühen auch auf verwitterndem Gemäuer, im Gestrüpp und in vergessenen Winkeln. Das erst macht die Welt schön und in der Ueberfülle reich.

Die Biene weiß, daß auch in der Blüthe der Weide am Bach und in all den glanzlosen Blüthen Honig ist und sie hebt ihn heraus. Ueber der eben aufgebrochenen klebrig glänzenden Weide summt es mächtig.

Nicht alle Blumen duften uns, vielleicht haben aber Schmetterlinge und Bienen feinere Nasen als wir Menschen.

Am Saume des Waldes, ist der mannichfaltigste Vogelgesang, da tönt das Lerchenschwirren mit Ammer und Zeisig, Amsel, Fink, Drossel, Rothschwänzchen und Kohlmeise zusammen. Nur Wenige, die tief im Walde nisten, singen dort.

Die Lerche kann ebenso leicht gehen als fliegen, die Füßchen schreiten so rasch und leicht vorwärts, als würde der unbewegte Körper geschoben. Die Schwalbe dagegen geht nicht, sie fliegt von einer Stelle am Boden auf eine andere.

Nistet auf der Blutbuche kein Vogel? Kann sein, weil sie sich zu spät belaubt. Ich hörte aber auch noch keinen Vogel auf der Blutbuche singen. Nur die Elster versteckt sich bisweilen in dem dunkeln Laube.

Es giebt Vögel, die zwitschern nur und allzeit so, wie wenn sie das Maul nicht recht aufmachen könnten oder wollten.

An die freie Natur gehören die hellen Farben der Kleidung; der natürliche Geschmack umgiebt sich mit Sonnigkeit, wie die Blume.

Wenn der Sommer zur Neige geht, fürchtet man von jedem trüben regneriſchen Tage: jetzt dieſer und dieſer bringt den ſchon vielfach in's Haus bannenden ſchwergemuthen Herbſt, und man begrüßt dankbar die Sonnenhitze, über die man noch vor wenigen Tagen klagte.

Sobald die Waſſerlilie aufgebrochen iſt, ſieht ſie wie zerſtört aus.

Es weht der Wind über die Stoppeln. Sobald der Roggen gemäht iſt, beginnt ein eigenes Reich des Windes.

War Sturm in der Nacht, und tauſend unreife Birnen und Aepfel liegen am Boden.

Mit wieviel Wetter hat ſolch eine Baumfrucht zu kämpfen, bis ſie reif iſt.

Das Gesetz Mosis, daß man die ersten drei Jahre die Früchte eines neu gepflanzten Baumes nicht pflücken und genießen darf, ist ein der Baumzucht sehr förderliches. Dadurch ist der Baum vor Schädigung gesichert und er gedeiht still. Auch eine Naturfinnigkeit liegt darin. Jetzt gehört die Frucht noch dem Allgemeinen an.

Nichts gleicht der Heiterkeit eines sonnig frischen Herbsttages. Entzückend, bebend erregt ist ein Gang im Frühling über Feld und Berg, aber es liegt darin zugleich eine tiefe Unruhe, ein Werden und Werben in uns und um uns her und ein glückseliges Sichfinden in neuem Leben. Ganz anders eine Wanderung im hellen Herbsttag. Es ist wie gutes stilles Zusammensein mit alten Bekannten, wie ein fröhlicher still begnügter Tag in glücklicher Ehe. Und dieses Genießen der Früchte vom Baum, vom Weinstock, ist eine neue Lust, die der Frühling nicht hat, und bei der Heimkehr und stillen Einkehr am Abend giebt das Haus ein wohliges Behagen, während der Frühling das Haus unheimisch und den Geist in sich so unruhig macht.

Solch ein warmer Herbſtmittag nach Nebel am Morgen, es ſind zwei Tage in Einem, wie wenn der Tag noch einmal geſchlafen hätte und jetzt wieder aufgewacht wäre.

Wer treu aushält bei der Natur, dem giebt ſie immer wieder friſche, ſonnige, erquickende Tage.

Von allen Gerüchen iſt mir der Wohlgeruch des friſchen Hopfens im Herbſte der liebſte. Oder iſt es nur, weil es in dieſer Jahreszeit ſo wenig wohlriechende Pflanzen mehr giebt?

Der Herbſtwind zerrt an dem Baumblatte hin und her, er bringt es nicht los; erſt wenn der Zuſtrom des Saftes im Baume verſiegt iſt, reißt der Wind das Blatt los, oder auch der Sonnenſtrahl mit ſeiner innewohnenden Bewegung löſt es ſtill ab.

Wenn der Frühnebel im Herbſte ſich verzogen hat, glitzert der Thau von allen Gräſern. Durchſiegende Klarheit verwandelt Leid und Verdüſterung in lebentränkenden Thau.

So lange der Apfelbaum Früchte trägt, ſchaut der Wanderer auf ihn. Welch ein Bild aber iſt er am Tage, nachdem die Aepfel geſchüttelt ſind.

So lange der Baum in Blüthen ſteht, braucht er keine Stütze, wohl aber wenn er Früchte trägt.

Habe nie einen Bauern bei vieler und ſchwerer Arbeit zornig in der Ernte geſehen, aber leicht jähzornig, heftig und wild beim Pflügen, ſowohl gegen die Zugthiere als gegen den Treiber. Säen iſt leichter als Ernten, ſagt Goethe, ja wohl, aber was dem Säen vorangeht, zumal das Pflügen, iſt ſchwerer als Ernten.

Die Vögel, die zum Herbſte nicht auswandern können, mauſern ſich daheim.

Die Traube wächſt nicht als vereinzelte Frucht, ſie iſt faſt wie eine Parallele zum Bienenſchwarm, eine geſellige Erſcheinung der vegetabiliſchen Welt, und dieſe inwohnende geſellig bindende Kraft iſt im Traubenſafte flüſſig geworden.

Der Menſch gleicht dem Wein, er iſt wie der Wein in beſtändiger Umwandlung bis zum Tode. Der Zwang entwickelt hier wie dort, denn dauert beim Weine die offene Gährung zu lange, dann wird er zu Eſſig; die Nachgährung muß eine gebundene ſein.

In den offenen Moſt fliegen Pflanzenkeime, Pilze, die in der Luft unſichtbar und unfaßbar ſind, das ſind eben die geheimnißvollen Einwirkungen auf jede Organiſation.

Alles am Weine läßt sich chemisch finden, nur die Blume, das Bouquet nicht.

Auf ein vergangenes stark andauerndes Frostjahr folgt bei den Waldbäumen in der Regel ein starkes Samenjahr.

Wenn der Fuß eines Berges mit Nebel verhüllt ist, erscheint dir der Berg viel höher, als er in Wirklichkeit ist. So auch wenn dir Grund und Basis eines Mißgeschicks oder einer Verdrossenheit noch unklar ist.

Auf der Höhe läßt sich das Rauschen des Waldes und des Baches nicht mehr von einander unterscheiden.

Man sieht eine Thalgegend ganz anders, wenn man beim Bergaufsteigen sich umwendet, als wenn man von oben herabkommt. Der beim Aufsteigen in die Nähe gebannte Blick erweitert sich plötzlich und sieht neu.

Die Waldbäume ſind Krankheiten unterworfen, auch die wilden Thiere. Jedes Weſen für ſich könnte ſich geſund ausleben, aber es lebt kein Weſen in der Welt für ſich.

Nur ſo lange ein Blatt wächſt iſt es noch grün, von dem Momente an, wo ſein Wachsthum vollendet iſt, beginnt es zu welken, allmählich, unkenntlich anfangs, aber ſicher und immer deutlicher.

Am Baume legt ſich jeder Zweig am Aſte, jedes Blatt in beſonderer Richte; jedes braucht Luft und Licht für ſich in eigener Richtung, und Alle zuſammen machen das ſchöne Gezweig und das volle Laub des Baumes aus und nähren ſich von derſelben Sonne oben und aus derſelben Baumwurzel unten.

Sobald der Vogelſang zu Ende iſt, geht das Elſternl geſchnatter los, wie Geplauder nach Muſik. Es klingt wie Spott, wie Parodie, trocken, dürr, klappernd.

Nicht alle hohen Bäume können ſtolz und hoch zu Maſten und Flaggenſtangen verwendet werden, die meiſten müſſen zu alltäglichem Nutzen verbrettert und verborgen deckend verarbeitet werden.

Der Rabe hat daheim im Neſte ganz eigenthümlich behagliche hausväterliche Töne, nur draußen ſchreit er ſo häßlich.

Das Räthſel des Hängenbleibens der Blätter an den Bäumen findet vielleicht dadurch einige Erklärung: Ich habe beobachtet, daß an den äußerſten Knospen der Aeſte, an dem eigentlichen Jahresſchoß, nie das Blatt überwintert, ſondern nur an den noch ſchwachen Nebenſchoſſen. Dort iſt die Knospe immer ſtark genug zum Abſtoßen des Welken.

Nicht nur Thiere in den Alpen, auch viele dort heimiſche Pflanzen bedürfen des Winterſchlafes, wo ein bloßes Beſtehen und kein Weitertreiben iſt. Darum verkommen ſie ſo leicht an anderen Standorten und in Treibhäuſern, weil ihnen der Winterſchlaf genommen iſt.

In unſerem aufgeregten und allzeit wachgehaltenen Geſellſchaftsleben empfinden wir oft etwas wie eine Sehnſucht nach Winterſchlaf, nach ſtillem bloßem Sein und Ruhen in ſich, und Viele werden getödtet und aufgerieben, weil ihnen die vegetabiliſch-animaliſche Ruhe genommen iſt.

Wenn man einen großen Baum verpflanzt hat, grünt er ziemlich ſicher das erſte Jahr, er hat noch den Saft und deſſen Bewegung mitgebracht. Entſcheidend iſt erſt das zweite Jahr, ob er fortkommt und Saft aus ſeinem neuen Standort zieht. So auch Auswanderer.

Wenn man Wald-Erdbeeren einzeln pflückt, hat jede ihren beſonderen Geſchmack, ſüß, herb, duftig, zerfloſſen, je nach Standort und Gedeihen. Anders iſt es, wenn man ſie als Maſſe geſammelt und noch dazu mit fremdem Zuckerſtoff genießt.

Es giebt nervöſe Bäume, die in der Zugluft verkommen, und andere, die nur Wurzel ſchlagen, wenn der Wind ſie hin und her zauſt. Iſt nicht auch ein Menſchenleben eine ſolche Pflanze? Der umgebende Menſchenkreis bildet ſein Klima.

Die Edeltanne behält in hohes Alter hinein eine weiche Rinde. Es giebt auch Menſchen ſo.

Hat Schneedruck eine junge Buche krumm gebeugt, ſo beugt ihn ein folgender noch weit mehr, der Zuſammenhang der Wurzel mit dem Boden lockert ſich, der Baum ſtirbt.

Eine ſchwere Sorge beugt deinen geraden Aufwuchs nur wenig, wiederholt ſich eine ſolche aber oft, dann iſt Gefahr des Verkommens.

Wenn der junge Vogel aufgeſcheucht, verfolgt wird, oder ſich verfolgt glaubt, dann lernt er ſchnell fliegen. Aber flügge muß er ſein, ſonſt geht er zu Grunde.

Zu früh in der Jugend Entbehrung und Elend knickt die Kraft, die bei einiger Reife geſtärkt wird.

Wenn am Obſtbaum die Blätter vor den Blüthen ſich entwickeln, bringt er nur wenig Blüthen und folgeweiſe auch nur wenig Früchte.

Wein bauen und Kinder erziehen, iſt ſich gleich, man muß allezeit arbeiten und weiß nie ſicher, was und wie man herbſten wird, und bei jedem geringen Herbſt tröſtet man ſich: nächſtes Jahr wird es beſſer.

Ein Bild über dem Bette des Kindes! Es läßt sich nicht sagen, wie der Blick beim ersten Augenaufschlag das erfaßte und wie das still in der Seele fortlebt. So wenig man aber nur reine Nahrungsstoffe ohne Zuthat geben kann, so wenig läßt sich auch Alles für den fruchtbar gedeihlichen Eindruck berechnen und anordnen.

Die Gartenarbeit besteht weit mehr im Ausjäten des Unkrauts als im Pflanzen des Nützlichen.

Das gilt auch pädagogisch.

Das Kind, das ein eigen Beet im Garten hat, will Alles, was es beim Feldgange findet, in sein Gärtchen pflanzen.

Erst später im Leben lernt man, daß nur Weniges sich verpflanzen läßt.

Kinder lassen sich nicht auf die Zukunft vertrösten, ihr Leben ist im Heute; das ist eben Kindheit und Jugend.

Man gewöhnt ſchon die Kinder an unnatürliche Höflichkeitsformen. Es iſt durchaus natürlich bei einer Erzählung zu ſagen: da war ich und der und der. Man kann ſich ja ſelbſt gar nicht hinausdenken, im Gegentheil, man ſteht anſchauend, handelnd mitten drin, und Alles iſt nur da, nur ſo da, weil man ſelbſt dabei iſt, und da befiehlt die Höflichkeitsformel: „Ich iſt zuletzt zu erwähnen.“

Jugendeindrücke ſind das ewig Beſtimmende in einem Menſchen. Man könnte ſagen, es bildet ſich da ein geiſtiger Münzfuß aus, nach dem lebenslang gerechnet wird. Bei allen Ausgaben in fremden Landen überſetze ich mir noch Alles in die Kreuzer und Gulden meiner Heimath und Kindheit, und ſo wird es bleiben. Goethe wurde den Frankfurter und Schiller den Schwaben nie los, und ein ſo freier Geſchichtsſchreiber wie Schloſſer bringt doch den Frieſen und Theologen nicht aus ſich heraus.

Wer den Pflug führt und die vorgeſpannten Ochſen mit Schreien und Zerren regiert, der kann keine zarte Stimme und ſanfte Hand haben.

Das Traurigste und unersetzlichen Verlust bringende ist, wenn ein Mensch in früher Jugend, bevor er eine gewisse Reife erlangt hat, ein schweres Leid, einen Bruch in seiner Entwicklung erfährt. Es ist wie wenn durch ein Hagelwetter das Getreide umsinkt, bevor es geblüht hat; dann ist die Mißernte unausbleiblich.

Die Kinder, weil sie noch selber Natur sind, haben keine Freude an der Natur im Ganzen, kein Auge dafür; ein Baum, eine Pflanze, ein Vogel im Feld interessirt sie, und nichts ist unpassender, als sie auf das Allgemeine hinweisen.

Was die Beschaffenheit der Luft in der Natur draußen, ist die Stimmung im Gemüthe. Bei feuchter, neblicher Luft macht der Bahnzug schon von ferne und lange ein großes Geräusch und man hört auch sonst jedes Peitschenknallen auf der Straße, jeden Axthieb im Walde und Ruderschlag im Strome. Bei gespannter trockener Luft ist das ganz anders. So geht's auch mit der Gemüthsstimmung, je nachdem sie gespannt oder elastisch, berühren uns tausend Dinge, indem wir sie gewahr werden und zwar störend, die wir sonst gar nicht kennen.

Weiche Menſchen ſind leichter verſtimmt. Oel gefriert leichter als Waſſer.

Eine geballte oder ſich bewegende Hand friert nicht ſo leicht, als eine läſſig müßig hängende; das gilt auch ſymboliſch von der Thatkraft des Menſchen.

Soll der Wein lebendig bleiben und nicht wie man am Rheine ſagt „Knochen“ werden, ſo muß immer nachgefüllt werden. So auch wer ſein Wiſſen nicht mehrt und bewegt, dem ſtirbt es ab.

Bei niederem Waſſerſtande erſchienen die aufbrauſenden Wellen im Strome viel wilder und ſchäumender als bei hohem, weil bei hohem Waſſerſtande das Waſſer über die Wellenwirbel wegfließt und nur unten, minder ſichtbar, das Grollen des Widerſtandes ſich findet. — Wenn das Gemüth mächtig von großen Bewegungen erfüllt iſt, ſind die in der Tiefe ruhenden Conflikte mit den dauernden Bedingungen des Daſeins minder ſichtbar.

Der Strom rauſcht fort mit mächtigem Wellengebrauſe Tag und Nacht durch alle Zeiten. An beſtimmten Stellen zeigen ſich ſchäumende Wirbel. Da iſt ein Kampf mit dem felſigen Untergrund. Hefte deinen Blick auf dieſes Einzelne und du findeſt, daß die ſchäumende Wellenbildung ſich jede Sekunde anders formt. So auch zieht ein Strom des Geiſtes, ein Strom der Empfindung durch alle Zeiten, und wo der Conflikt geſetzt iſt, bäumt und ſchäumt die Welle, aber ſie bildet ſich immer neu in neuen Denkerſeelen, in neuen Dichterherzen. Es iſt derſelbe Strom, es iſt daſſelbe Getön, aber immer neu, immer anders.

Das Gefälle eines ruhig dahin fließenden Stromes kann man leicht meſſen durch das gewöhnliche Mittel, den Zeitlauf eines auf beſtimmter Strecke von den Wellen fortbewegten Holzſtückes zu berechnen. Einen durch zerklüfteten Felſengrund abſchüſſig dahin brauſenden Strom kann man damit nicht meſſen, denn er wirft das Meßholz hin und her. So auch iſt der Lauf eines einzelnen Menſchenlebens wie einer Geſammtheit, der ſich über zerklüfteten Untergrund fortbewegt, ſchwer zu beſtimmen.

Betrachtet man die Strömung des Waſſers lange und genau blos als ſolche und wendet dann das Auge nach dem Berg am Ufer, ſo erſcheint der Berg als in der gleichen Strömung ſich fortbewegend. Das zeigt nicht nur die Subjektivität des Sehens, ich möchte auch ein allgemeines Sinnbild darin erkennen. Unſere Sinne, unſere inneren Vorſtellungen, lange mit ganz Beſtimmtem beſchäftigt, oder vielmehr von ganz Beſonderem beſtimmt, übertragen dieſe Vorſtellungen auf alles Andere; die lange eingeprägten Bilder werden zur Subſtanz des Geiſtes, deren man ſich nicht wieder entäußern kann.

Warum iſt dir ein andauerndes Geräuſch weniger ſtörend wenn es von einem Strome als wenn es von einer Maſchine kommt? Der Ton ſcheint gleich hart; aber es iſt das Gefühl des Unabänderlichen was das eine mindert, und das Gefühl des Veränderlichen was das andere ſteigert; du biſt keine Minute ſicher, daß das jetzt aufhören kann, und das macht unruhig.

In seichten Strömen von geringem Gefälle kann der Wind so stark die Wellen entgegengesetzt treiben, daß er stärker ist, als die natürliche Strömung. Es geht auch bei flachen, schwächlichen Menschen so.

Dem am Wege Stehenden macht der vorbeisausende Bahnzug weit mehr Lärm und betäubendes Geräusch als dem in dem Zuge Sitzenden.

Menschen, die nicht still in sich, nicht allein im Walde sein können, das sind die echten Weltkinder, sie können nichts sein, ohne daß es Jemand sieht, davon weiß; der Hut à l'érémitage und die Einsamkeitsgefühle sollen doch auch gut kleiden.

Und doch liegt in dieser verkehrten Erscheinung ein natürlicher Zug. Der Mensch bedarf der Gemeinsamkeit, des Gegenüber. Adam hat kein Paradies mehr mit Eva, er ist nicht mehr allein, aber er ist menschlich.

Wer gut gebahnte Wege gehen will, darf nicht die Einsamkeit wollen; er muß sich's gefallen lassen, daß auch viele Andere hin- und hergehen und ihn oft störend in die Quere kommen.

An einem Regentage sind die Landpartieenmenschen wie verscheuchte Vögel, die in's Nest kriechen; der Gedanke, daß die Gestaltung des Daseins vom Wetter abhängt, giebt ein fröstelnd hilfloses Gefühl der Unbehaglichkeit, und es ist bezeichnend, daß statt Naturgenuß gleich Kartenspiel u. s. w. aufgenommen wird. Man hat sich hinausgegeben an etwas, und nun, da man da nicht aufgenommen wird, muß etwas Anderes herbei. Die Zeit, die man nicht recht leben kann, wird todtgeschlagen. Solch ein aussichtsloser Regentag beschwört auf einmal alle die Schatten kommender Tage herauf, und in der Natur empfindet man Frösteln und möchte sich, so zu sagen, im Umgang mit Menschen erwärmen. Es tritt eine Sehnsucht nach Menschengemeinschaft ein, die sich nicht bändigen läßt.

Die Mähmaſchine wäre überaus vortrefflich. Es fehlt nur das einzige Kleine, daß der Wieſenboden nicht vollkommen eben iſt und die Scheeren dadurch leicht in den Boden ſchneiden. Die großen allgemeinen Grundſätze und Prinzipien ſind richtig, aber ihre Anwendung? Der Boden, aus dem die Halme erwachſen, iſt nicht gleichmäßig geebnet.

Die Fahrten und das Geräuſch der Eiſenbahn ſtören die Stille und Einſamkeit des Landlebens nicht, weil ſie regelmäßig ſind und nur das Unregelmäßige, das eine Unordnung in ſich iſt, giebt auch die äußere. Dieſes Rollen und Pfeifen iſt nun nichts mehr als der Pendel- und Stundenſchlag einer Uhr im Zimmer; man hört ſie nicht mehr, und hört man ſie, giebt ſie erſt neu das behagliche Gefühl der Stille.

Ein heftiger Gegenwind auf einer Ausfahrt, einem Ausgang, wirkt verſtimmender auf eine Geſellſchaft, als jede andere Unbill des Wetters. Der Wind macht Jedem mit ſich allein zu thun, iſolirt und ſchneidet jeden Geſprächszuſammenhang ab. Dieſe ſtändige Oppoſition greift ſchon phyſiſch die Nerven an.

Ein Wolkenbruch hat die Berghalden aufgeriſſen, ſieh, da iſt eine neue Quelle zu Tage gefördert, ſie verſickert noch ungefaßt. Es geht mit den Revolutionen auch ſo.

Die Ueberſchwemmung hat an einigen Stellen die Wieſen verſandet und den Raſengrund mitgenommen, an anderen hat ſie tief getränkt und Alles iſt ſaftig friſch.

Wie der Zufall die Steine in's Bett des Fluſſes geworfen, das giebt ſein Rauſchen und Plätſchern. Die Kanäle haben ſolches nicht. Der logiſch geordnete Lauf kennt nur das Geſetz des Falls, kein überflüſſiges Rauſchen.

Der Rabe iſt beſſer als ſein Ruf, am ſchlimmſten iſt die Elſter, die nur lachen kann, aber heimtückiſch die Neſter ausfrißt.

Wenn man manche Existenzen Einzelner und ganzer Familien betrachtet, begreift man nicht, wie sie fortkommen, viel weniger wie sie bei täglicher Fraglichkeit gedeihen, und doch steht's vor Augen. Sieh den Baum am jähen Bergeshang, du fassest es nicht, wie er sich hält und nicht stürzt, woher er Säfte nahm und zunimmt an Bestand und Wachsthum und — er hält sich doch in Sturm und Wetter, er saugt aus dürftigem Boden seinen Saft und schlägt um Felsen seine Wurzeln; er und der Fels, sie halten beide einander.

Wenn du einen Apfelbaum voll reicher Früchte siehst, sagst du leicht: wie schön muß der geblüht haben! So verfolgt man auch gern rückwärts den Entwicklungsgang eines bedeutenden Menschen.

Gartenblumen halten abgeschnitten und in Vasen lange aus, Waldblumen welken und verdorren schnell.

Das wilde Pferd hat von Natur Schritt und Gallopp, der Trab iſt erſt ein eingelerntes Kunſtprodukt, und doch iſt er jetzt ſeine zuträglichſte Gangart. Es iſt auch im Kulturleben überhaupt ſo.

Die in die Hauskultur gebrachte Henne gackert lange, wenn ſie ein Ei legt, der Vogel im Walde macht keinen Lärm davon.

„Was erlebt man nicht Alles in ſeinen ſiebzig Jahren," hat die Mücke geſagt und iſt eine Stunde alt geworden.

Die Spinne zerrt wie eine Verzweifelnde an den Fäden, die ſie ſelbſt geſponnen, ſie will probiren, ob ſie ſtark genug ſind, daß die gefangene Mücke ſie nicht zerreißt.

Wann käme der Vogel zu beharrlichem Brüten und wie wenig käme er zum Singen, wenn er ſich durch ſogenanntes ſchlechtes Wetter abhalten ließe. Sag' nicht, ich will warten bis ſchön Wetter, bis günſtige Umſtände kommen. Sing' und brüte heute!

Dieſelbe Sonne, die die lebendige Frucht zeitigt, dörrt das abgemähte Gras.

Der wirkliche Kenner kennt die Giftpflanze bevor ſie in Blüthe ſteht. So ſollte es auch beim wirklichen Menſchenkenner ſein.

Unmittelbar vor und nach dem Gewitter ſind die Grillen am lauteſten.

So viel Blüthen ein Baum auch tragen muß, ſie beugen ſeine Aeſte nicht, erſt wenn die Früchte zur Reife gedeihen ſollen, krachen die Aeſte und die Schwere der Früchte bricht die Aeſte und oft den ganzen Baum, ehe die Frucht reif. Das gilt auch vom Leben der Menſchen. Freilich auch geht der Menſch viel häufiger an vergifteten Blüthen als den zu vielen Früchten unter.

Die wilden Bäume bekommen nicht mehr Früchte als ſie tragen können.

Müßiges ſich Umthun hat das Thier nur, ſo lange es von den Eltern genährt wird. Die Bewegungen des ausgebildeten ſind alle von Nützlichkeitsmotiven beſtimmt. Der Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert, thut das nicht ſo blos ſich amüſirend, wie die Stubenphantaſie denkt. Als frei lebend und ſich äußernd erſcheint uns der Vogelſang, als die reine Luſt und Daſeinsfreude; aber auch er gehört in die Oekonomie des Vogellebens. Den Menſchen allein zeichnet die Freiheit von der Arbeit aus, von der bloßen Bedürfnißbewegung. Die Einſetzung des Sabbaths und die Ausbildung der Kunſt, das ſind die beiden höchſten Thaten des freien Menſchengeiſtes.

Es ſteht ein Birnbaum im Ackerfelde, verdorrt im hohen Sommer, ohne Frucht, ohne Blätter. Da ſieht man erſt, wie verkümmert und unſchön er in Zweig und Aſt iſt. So iſt ein Menſch, der inmitten einer großen Zeit- und Nationalbewegung abgeſtorben und öde lebt.

Wenn die untergehende Sonne ihre Strahlen durch den Staub ſendet, der über der Straße ſteht, ſo erſcheint der Staub als goldener Duft.

Wenn der erſte Regentropfen auf ein Gräslein fällt, erzittert das Gräslein.

Bei den Aufmauerungen an den Wegbauten ſteckt man jetzt Moos in die Fugen. Wir zeigen der Natur ihren Weg, daß ſie Halt gebe.

Aus frisch aufgerissenem Boden der Waldberge wächst gern zuerst der Fingerhut. Auch die Giftpflanze bildet Humus für Nachkommendes.

Die Hühner im Hofe, die nicht fliegen können, gluckſen immer neidisch, wenn ganz unschuldige Tauben über sie wegfliegen.

Der Strom der Wellen zieht stets gleich, nur der Ton des Rauschens ändert sich je nach der Luftströmung.

— —

Wenn eine Knospe aufbricht, sind auch viele andere da. Wenn ein Glück oder Unglück reif ist, sind es auch die anderen.

———

Die Ströme, die das ganze Jahr so wild schäumend fließen, sind nicht so gefährlich, wie die kleinen, stillen; wenn die Ueberschwemmung kommt, da kennt man die kleinen gar nicht mehr; sie brauchen unverhältnißmäßig mehr Platz gegen sonst.

Die jungen Bäumchen, die unter großen stehen, verkümmern, weil sie keinen Thau bekommen. Wenn's stark regnet, kriegen sie auch ihr Theil, vom täglich erfrischenden Thau aber nichts.

Rauhes und regendrohendes Wetter ist in der Stadt unfreundlich und unheimisch, auf dem Lande nicht; während man in der Stadt sich nicht entschließen kann, hinaus zu gehen, ist man auf dem Lande schon draußen, hascht jeden freien Sonnenblick wie der im freien Grunde wurzelnde Baum und weiß nicht viel von Unbill des Wetters.

Ist es schon an sich mißlich, mit großer Gesellschaft über Berg und Thal zu ziehen und sich des frischen Naturlebens zu freuen, da wo eigentlich Einsamkeit das Beste ist, so liegt das Störende meist noch darin, daß die Menschen nicht recht wissen, wie sie sich dem sogenannten Naturgenuß (ein entsetzliches aus dem Theekessel aufgedampftes Wort) gegenüber verhalten sollen. Sie sprechen von Dem und Jenem, von Der und Jener und rufen dann wieder: „Wie schön!" Entweder Analysiren oder ewiges Entzücken und dann wieder Verplaudern aller Umgebung. Im Freien sollte man nur still dahin wandern oder singen wie der Vogel singt.

In unserer gegenwärtigen Welt giebt es neben den höchst entwickelten Geschöpfen von morphologischer Gliederung und Arbeitstheilung der Organe noch ganz niedere Organisationen der früheren Erdperioden. Das ist auch in der Gesammtheit eines Volkes, sie besteht aus Menschen vieler Bildungsperioden und die absolute Gleichheit ist nicht da, wird vielleicht nie.

Es gehen viel geduldige Schafe in einen Stall. Die Schafe ducken zusammen, daß sie nur wenig feste Körper, geringen Raum einnehmen und halten einander warm, sind Heerdenthiere wie die Bienen. Ein vereinzeltes Schaf ist ein trauriges Thier.

Mit befreundeten, wohlwollend gestimmten Menschen gleiche Natureindrücke empfangen, das einigt mehr, giebt mehr Quellen der Erinnerung und echte Gemeinsamkeit, als alle gemeinsam empfangenen Kunsteindrücke, Erörterungen, ja selbst Lebensereignisse, wenn sie nicht gewaltig erschütternde sind. Es ist nicht nur weil wir gemeinsam an der Urquelle stehen, es ist hauptsächlich, weil im Empfangen der Natureindrücke nichts eigentlich gegeben ist; nichts wirkt auf uns, spielt uns, wir wirken in gemeinsamer Empfindungsthätigkeit und bleiben der Gemeinsamkeit inne.

Die Raubvögel leben nur paarweise, nie in großer Geselligkeit, außer wenn sie sich bei einer Beute zusammenfinden. Die Körnerfresser müssen jeden Tag ihre Nahrung haben, Raubvögel aber können lange hungern.

Auf dem Lande muß man gesund sein, sonst ist man doppelt vereinsamt, kann das Einzige nicht genießen, was hier stärkend und erfrischend ist, das freie Naturwalten. In der Stadt giebt es Geselligkeiten und Genüsse für Halbkranke, wie Speisen für verdorbene Magen.

Wenn die bequemeren, gleichmäßig steigenden Fahrwege angelegt werden, so werden die alten Fahrwege zu abkürzenden Fußwegen für den Einzelnen.

In unseren Tagen, wo eine Wanderlust-, Unangesessenheit und Heimathlosigkeit in viele Menschen und Familien eingedrungen ist, wird oft ein großes Stück Leben gleichsam mit einem Unterstehen unter Dach während eines Gewitters verbracht. Man will nur die Unbill des Wetters einstweilen geschützt abwarten, und da thut sich oft ein seltsamer Einblick in das eigene Leben und in das Leben Anderer auf, wovon man in stetiger Festgesessenheit keine Ahnung hatte.

Man hat kaum eine Vorſtellung davon, mit wie wenig und noch dazu unbehülflichen Gedanken ſolch ein Mann aus dem Volke wirthſchaftet. Er hat auch im Geiſtigen nur Hacke, Schaufel, Senſe und Pflug und Axt und reicht damit aus und bedarf nichts von complicirten Maſchinerien, und das hat auch ſein Gutes.

Eine neue Tracht im Volke erzeugen wollen durch Muſtertrachten, das heißt gerade das verkehrte Princip anwenden. Durch den auf Fremdes gerichteten Nachahmungstrieb gehen die Volkstrachten unter. Die wechſelnde Mode iſt nothwendig. Der Menſch kleidet ſich und iſt nicht von Natur bekleidet wie das Thier, und ſo muß die Bedeckung wechſeln, und wie die Kinder einen Zeitvertreib darin ſuchen, ſich zu maskiren, ſo die Menſchheit.

Es liegt ein Geſetz der volksthümlichen Sprache darin, daß ſie weit mehr Subſtantive als die daraus gebildeten Adjektive und Adjektive überhaupt anwendet. Wenn ich dem Bauer ſage: der Maulwurf iſt nicht ſchädlich, verſteht er mich nicht, wenn ich ihm aber ſage: er thut keinen Schaden — dann weiß er, was ich meine.

Wir können uns ein Weſen nicht vorſtellen, das die Himmelskörper geordnet hätte; das geht über jede Vorſtellungslinie. Aber uns denken, daß Alles blos in materieller Kraft ſich drehe und ſich ſelbſt nicht kenne, ſich ſelbſt nicht denke im großen Ganzen, das iſt eben ſo unfaßlich.

Das aufgelöſte Silber geht ſehr leicht alle Verbindungen ein, es hält aber keine recht feſt und bewahrt ſelber ſeine Natur nicht. Das iſt auf der Hand ſymboliſch.

Die Spitze des Tannenbaums, die den Stamm fortſetzt, wächſt nicht ſo ſchnell wie die Nebenzweige, über ſie bildet die immer höher ragende Markſäule des Ganzen.

Die Abkühlung geht, wie mir ſcheint, viel ſchneller vor ſich als die Erwärmung; am Abend iſt's ſchneller kühl als am Morgen wieder warm, die Nacht bricht raſcher herein als der Morgen aufbricht, es wird ſchneller Herbſt und Winter, als es Frühling wird, eine Freundſchaftsbeziehung iſt ſchneller abgebrochen, als geknüpft.

Die Kruſte von einer Wunde fällt von ſelbſt ab, wenn die Haut darunter feſt und ſtark genug iſt.

Die Blinden ſchlafen ſchlecht, ihnen fehlt die Ermüdung durch die Augen, das Sehen iſt die eigentlich ſtärkſte, die ſtändigſte Thätigkeit.

Es giebt geborene ſubalterne Naturen, wie es Pferde giebt, die nicht einſpännig ziehen, aber neben dem Sattelgaul, von ihm in Schritt und Trab gehalten, ganz gut ſind.

Zu dem Häßlichſten gehört ein alter gefräßiger Menſch, den man höflicher einen Gourmand nennt; dieſe Gier, dieſes ewige Haſchen, Reden und Denken von Genuß, iſt beim Alter um ſo widerlicher, weil eben hier die ſtille Mäßigung um ſo nothwendiger erſcheint.

Der Sanftmuth gegenüber kann es keine ſtürmiſche Heftigkeit geben. Wenn der Mond mit ſeinem ſanften Lichte am Himmel ſteht, kann kein Gewitter mehr ausbrechen, und alle dunkeln Wolken zertheilen ſich.

Wenn ein Streit ſchon lange vorbei und geſchlichtet iſt, giebt es oft bei leiſem Widerſpruch, ja ſogar bei freundlicher Zuſtimmung wieder Neuerweckungen, wie es nach längſt vorübergezogenem Regengewitter plötzlich wieder unter den Bäumen tropft, wenn nur ein leiſer Wind durch die Zweige fährt oder auch ein freundlicher Sonnenſtrahl durchbricht.

Das Farrenkraut hat ſchon mit den Urwelt-Thieren gelebt. Kann ihm auch deshalb das Ungeziefer der neuen Welt nichts anhaben? Der alte Aberglaube, der mit dem Farrenkraut allerlei Zauber trieb, beruht er vielleicht auf der Ahnung, daß dieſe Pflanze grünte, bevor ein Menſchenauge darauf ruhte?

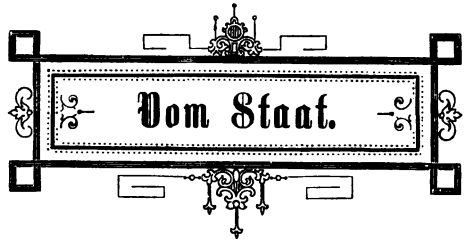
Beruf iſt ein Naturzug oder eine Nothwendigkeit, die wir zum freien Geſetz machen; das Thier hat keinen Beruf, weil es nur Natur iſt.

Jeder einzelne Gedanke, jede einzelne That iſt aus einem Zuſammenſtrom von Gründen entſtanden, die in verwitterten elementariſchen Stoffen ruhen. Der im Lichte erſcheinende Grashalm iſt einer, ſeine Wurzeln aber ſind viele.

Verſtandesmäßig trennen wir Urſache und Wirkung, ſie ſind aber in Wahrheit eins, nur die beiden Seiten derſelben Subſtanz. Blitz und Donner ſind einheitliche, gleichzeitige Bewegungen, nur die Wahrnehmung in Gehör und Geſicht ſuccedirt nach unſerer Sinnenfaſſung.

In der Natur giebt es keinen Schmutz, da iſt jedes Ding für ſich in ſeinem Rechte, der Sumpf und der Wurm ſo gut wie das Gras und der Vogel, Alles iſt für ſich da. Nur weil wir Menſchen meinen, daß Alles in Rückſicht auf uns da ſei, erſcheinen uns die Dinge als berechtigt und unberechtigt.

Bei ſtarkem Windeswehen ſchweigen die Vögel alle, ſonſt kein anderes Wetter hindert ſie am Singen. Wenn ein Sturmwind durch die Menſchengeſchichte brauſt, verſtummt die dichteriſche Kundgebung von Leid und Luſt des Einzellebens.


Vom Staat.

Die Seele bildet sich den Leib, das möchte ich besonders auf die großen Geschichtsbildungen anwenden. Schattenhaft wandelt ein Geist durch die Zeit und ist er aus der Wahrheit, so findet er seine Heimstätte. Die Volksseele bildet ihren Leib, den Staat.

Man kann kein festgefugtes Product der Dichtung zeitlos und ortlos gestalten und ebenso auch keine Staatsverfassung. Die Theorieen der Aesthetik sind den künstlerischen, die der Politik den geschichtlichen Hervorbringungen entnommen. Man kann aus ihnen folgerichtige Forderungen aufstellen; aber in keinem Kunstwerke ist das absolute System der Aesthetik und in keinem Staate das absolute System der Politik verwirklicht.

Zweck des politiſchen Lebens iſt Sicherung der Freiheit jedes Einzelnen durch die Macht des Geſetzes. Das iſt Grund und Boden für das ſchöne Menſchenleben, nicht ſeine Frucht. Iſt aber Verwirklichung einer ſittlichen Idee der höhere Zweck der Menſchengemeinſchaft, ſo fallen die Inſtitute und Bedingungen derſelben in den Bereich des Staates.

Iſt das öffentliche allgemeine Staatsleben verdorben, ſo kann der Einzelne noch rechtſchaffen ſein, iſt aber das öffentliche Staatsleben rechtſchaffen, ſo muß der Einzelne rechtſchaffen werden.

Die Socialdemokratie will den Staat als Mittel, um die Wohlfahrt des Einzelnen zu gründen. Aber ſo wenig der Staat die Kunſt hervorbringen kann, ſo wenig kann er das Kunſtwerk des individuellen Lebens und die Wohlfahrt des Einzelnen ſchaffen. Der Staat kann nur die Gewähr der Sicherheit feſtſtellen, daß jenes wie dieſe ſich frei und voll im Wettbewerbe ausbilde.

Man muß auch in der großen Geſchichte nicht verzweifeln. Es giebt trotz ſchlechten Wetters doch ſtets eine Ernte.

Wir ſind alles geſund natürlichen politiſchen Lebens ſo entwöhnt, daß eine einfache Bürgerpflicht, eine Unterſchrift in öffentlichen Angelegenheiten uns beunruhigt, wenn wir auch die zur Anwendung kommenden Principien hundertmal privatim und nachdrücklich beſprochen und vertheidigt haben.

Wie heimgekehrte Deſerteure fühlen ſich Manche ſeitdem wir einen Staat bilden. Wir waren deſertirt aus der ſchlechten Wirklichkeit in die Kunſt, die Wiſſenſchaft, wir waren kosmopolitiſche Flüchtlinge, jetzt müſſen wir nacherzziren; das iſt hart und es will ſcheinen als ob uns dieſe Dienſtzeit des höheren Lebens verluſtig machte. Es iſt aber nicht ſo. Aus der traumverſcheuchenden ſtrammen Geweckheit wird neue Schönheit erwachſen.

Wir ſind entſetzliche Privatmenſchen geworden. Die grundmäßige Selbſtachtung, die Einheit von Sittlichkeit und Freiheit hat ſich erſt feſt zu ſetzen, indem die Einheit von Ueberzeugung und Geſetz gebildet wird.

Wenn man Hunderte von Singvögeln ſcheinbar frei umherfliegend in einen großen Käfig mit eingeſetzten Bäumchen ſperrt, verlernen ſie alle ihren vollen Waldſchlag, ſie zwitſchern und piepſen nur, bald höher, bald tiefer je nach ihrer Kehlbildung, aber es iſt kein Geſang. Man kann ſagen, die Vögel fürchten oder ſcheuen und ſchämen ſich vor einander. Aehnlich geht es in großer Geſellſchaft; man ſpricht einander nicht, man ſieht und grüßt ſich nur in allgemeinen Formeln, zu einem ordentlichen Sprechen zur eigentlichen Darlegung ſeiner Geſinnung, ſeines Naturells iſt nicht Zeit und Raum, und das kann in der Geſellſchaft auch nicht ſein. Darum iſt die parlamentariſche Gebundenheit ein ſo großes Ergebniß der Kultur, in der jeder bald Hörer, bald Sprecher iſt, und an einem gegebenen beſtimmten Thema ſeine eigene Weiſe und Tonart kundgiebt.

Wenn man lange eine Uhr bei sich trug, die entweder vor oder nach ging, jedenfalls nicht gleichmäßig mit der öffentlichen Kirchen-, Rathhaus- oder Akademie-Uhr, und man stellt endlich seine Uhr richtig, so kann man's lange noch immer nicht glauben, daß man mit der Welt im Gleichmaß ist, man will zu- oder abrechnen.

Politische Parteien gedenken einander nicht das Gute, aber das Böse.

Ich meine, die seltsame Geschichte in der Bibel, wie der Erzvater Abraham mit Gott feilscht wegen Sodom, ist so zu verstehen: Wenn in einem Gemeinwesen nicht wenigstens einige Männer sind — sei das Gemeinwesen ein bürgerlich praktisches oder ein ideales — die es mit demselben treu und wahrhaftig meinen, so ist sein Bestand unmöglich. Unsere drei großen Kirchen (Judenthum, Katholicismus und Protestantismus) müssen in unserer, von gewissen Erkenntnissen durchsetzten Gesellschaft doch noch Solche haben, die an ihren Glauben glauben, sonst bestänben die Kirchen nicht.

Die Freiheiten verhalten sich zur Freiheit wie die Liebschaften zur Liebe. Aber die Liebe als Erzeugniß des Gemüths ist ganz erreichbar, die Freiheit als Ergebniß stets nur zeitweilig bestehender Gesittungsfactoren, kann immer nur eine Seite ihres Wesens entfalten.

Ist eine staatliche und nationale Restitution möglich? Die jüdische Emigration war in Babylon. Tiefes Heimweh und ein Ideal dessen, was man in der Heimath wäre, prägte sich in den Gemüthern der Dichter und Propheten aus. Es kam die erste Immigration, sie brachte 70 Jahre nichts zu Stande, und nur die kleinen Leute waren in die Heimath zurückgekehrt, von den Zurückbleibenden gepriesen und ideell beneidet.

Dann kam der zweite Schub unter dem Schriftsteller Esra und seinen Genossen. Die Besitzenden zogen mit. Endlich unter dem Hofmundschenk Nehemia die dritte Immigration, die die Sache fester in die Hand nahm. Aber die natürlichen Parteien zeigten sich: die Alten, die Alles wieder wie vordem hinstellen wollten und keine Neubildung der Geschichte anerkannten, die Freien, die sich mit der zeitgenössischen Bildung einen wollten, und dann die absolut Nationalen. Zuletzt noch die Wahrnehmung, daß das Ideal des Nationalstaates verloren; denn es herrschten

fremde Satrapen im Lande. So wurde dann Alexander begrüßt wie Napoleon in unserer Zeit von Allen, die von ihm die Heilung der Gebresten hofften, und nach seinem Tod, nach Theilung seines Reiches ging Alles aus einander. Eine vollkommene Restauration ist unmöglich in der Geschichte; denn sie hat zwei widerstrebende Principien in sich: das Recht der Geschichte, der Vergangenheit, und will dies doch mit lebendigen Menschen der Gegenwart ausführen, die bei aller historischen Begeisterung doch nothwendig eine neue Constituirung nach dem heutigen Geiste heischen müssen.

Das stellt sich dann als Unversöhnlichkeit der Parteien heraus. Wir würden, falls es versucht würde, an den Polen ganz Aehnliches erleben. Die damalige Emigration in Babylon und die Emigration in Paris hatte ideell wahre Sehnsucht, aber heimgekehrt, treten die Differenzen zwischen Sehnsucht und Wirklichkeit und die Differenz der widerstreitenden Empfindungen der Parteien nothwendig ein.

Die Altgesessenen wünschen bei neuen Einrichtungen des allgemeinen Lebens nicht beunruhigt zu werden. Aber man kann nicht ein neues Stockwerk auf's Haus setzen und den Unterwohnenden Lärm und Staub ersparen.

Der Bauer flickt seine Jacke lieber fort und fort mit Flicken, ehe er sich eine neue machen läßt. Die Façon der alten Jacke ist bezahlt. Und so geht es ihm auch mit vielem Anderen. Man nennt das conservativ.

Es geht ganzen Nationen, wie schwächlich-sanguinischen Menschen. Wenn sie im Unglück in Zuständen, die eigentlich ihrer unwürdig sind, werden sie noch unwürdiger.

Wir wundern uns oft, daß die Bürger im Mittelalter in den schönsten Gegenden sich eng zusammenbauten, wenig von Naturgenuß und schöner Aussicht wollend. Wenn man im Winter auf dem Lande lebt, lernt man das verstehen und rechtfertigen; das Windeswehen in den frei gestellten Häusern, diese Beschwerniß der Heimkehr und des Menschenverkehrs überhaupt; — nur wenn die Häuser nahe zusammengestellt sind, scheint es warm und ist es warm. Und vor Allem in vergangenen Zeiten hatte man nicht Sommerkleider und Sommerwohnung. Man wohnte da für's ganze Jahr, und der Winter ist die Hauptwohnzeit.

Die politiſche Klugheit iſt wie der Straßenbau. Du kannſt bei Anlegung der Straße nicht geraden Wegs um den Berg, du mußt am Berge zickzack vor- und rückwärts mit mäßiger Steigung.

Die Menſchen mit der Liebe zu den romantiſchen Volkstrachten vergeſſen, daß auch die Häuſer zur Volkstracht gehören und auch dieſe anders geworden ſind und werden müſſen. Man kann jetzt keine Häuſer mehr aus lauter Holzſtämmen bauen; was früher das Billigſte war, iſt jetzt theuer.

Sobald Fabriken ſind und beſtehen müſſen, hört die Volkstracht auf. Baumwolle und Kartoffel ſind eingeführt und Bedürfniß geworden.

Die Volksverachtung iſt der Schlüſſel zu Tyrannendienſt und ſelbſtgefälligem Egoismus.

Noch jeder Abtrünnige von der Sache der Freiheit hat ſein Thun mit Volksverachtung beſchönigt.

Es erſcheint als Hochmuth, ſich nicht an dem politiſchen Leben ſeines Volkes und ſeiner Zeit zu betheiligen; näher beſehen iſt es aber nur Kleinmuth.

Die Fürſten, die Genie's, machen das Gold nicht, — die Gedanken, die führenden Ideen — aber ſie prägen das Gold und beſtimmen ſeinen Umlauf im Weltverkehr.

„Ich bin es müde über Sklaven zu herrſchen!" ſoll Friedrich der Große am Ende ſeiner Tage ausgerufen haben. Er konnte mit dem Wort „Sklave" nur die Menſchen meinen, die Unterthanen der Tradition ſind und ſich nicht zu Neubildungen ſtimmen laſſen.

„Wenn Goethe, wenn Friedrich II. heute oder da und da lebte!" Das iſt eine der nichtsſagenden Phraſen. Goethe hätte zur Zeit des Gaslichtes anders erfunden und gebildet, Friedrich zur Zeit der gezogenen Kanonen und Telegraphen anders organiſirt. Jeder Menſch wird auch durch ſeine Zeit organiſirt und könnte nie zu einer andern Zeit derſelbe ſein.

In unſerem Jahrhundert der Eiſenbahnen iſt die Zeit auch in der Völkergeſchichte im Preiſe und Werthe geſtiegen.

Du biſt auf einem Bahnzug, er hält ſtill. Alles iſt ruhig, regungslos. Das Signal erſchallt, da geht es wie ein ächzendes ſich Zuſammennehmen durch die Rieſenglieder des langen Körpers. Die ſchlaffen Hebeketten werden angezogen, die Räder fangen an zu rollen. Bald iſt jene erſte mühſelige Hebung vorbei, glatt und taktmäßig geht es dahin.

Ganz ähnlich iſt es auch bei großen Geſchichtswendungen, wenn es nach Stillſtand wieder zur Bewegung anhebt.

Bei Völkern und in Städten, wo der Strom des Lebens ſo laut und lärmend iſt, gewöhnt man ſich leicht an's Schreien, an den Reklamen-Ton, um gehört zu werden.

Die gemeinen Tagjäger auf der Börse sind wieder ganz wie die Wilden. Cultur unterscheidet sich von der Wildheit dadurch, daß man dort arbeitet, vorbereitet, erntet; der Wilde sucht nur das Gewachsene, Gewordene ohne sein Zuthun, eine Frucht oder ein Thier; findet er nichts, so hungert er. Aehnlich der Tagjäger auf der Börse. Wo die Arbeit nicht ist, beginnt die Wildheit oder ist immer gewesen.

Die Uniform hält straff und aufrecht, macht jung, nöthigt zum Zusammenhalt. Militärs, die ihren Abschied nehmen, sinken plötzlich zusammen, werden alt, bequem, gebrechlich.

Die Statistik sollte für die Bewegung der Erdkräfte, der Menschenthätigkeit und Hervorbringung das werden können, was die Astronomie für die Bewegung der Himmelskörper. Aber die Thatsachen des Lebens sind immer von Momenten begleitet, die sich mathematisch nicht fixiren lassen.

Die griechiſchen Tempel, die Dome, die Eiſenbahnen ſind von Männern gebaut, nicht von Frauen.

Der Aſſeſſor verzinſt ſich zu 2 Procent, wenn man die Koſten ſeiner Aufzucht zuſammenſtellt, bis ein Erträgniß herauskommt. Seltſames und erſchreckendes Wort! Aber es giebt eine Anſchauungsweiſe, die die Welt von dieſer Seite nehmen muß, und ſie iſt eine kosmiſch objektive aus jener Betrachtungsweiſe, die nach Spinoza's Vorgang die Menſchen und ihre Affekte betrachtet, als ob von Zahlen und Linien die Rede wäre. Das ſcheint ungemüthlich, herzlos, ſcheint es aber nur; denn das Leben iſt nicht nur ein Leben des Gemüths, und wer ein Pflanzenſyſtem, die Vogelwelt zu ordnen und zu geſtalten hat, kann ſich nicht beim Duft der Blumen, beim Geſang der Vögel aufhalten; er läugnet und vernichtet ſie mit Aufſtellung ſeines Syſtems keineswegs, ſie ſind nur jetzt nicht Gegenſtand ſeiner Betrachtung und können es nicht ſein.

Jedesmal nach Regen und Gewitter arbeitet der Bauer emsig in seiner Wiese, um den von den Bergen herabgeschwemmten Schutt und das Geröll hinwegzuräumen und den Weg wieder zu ordnen. Er kann sich nicht dazu entschließen, dem wilden Wasser ein Bett zu graben, das ihm den rechten Weg giebt. In ruhigen Zeiten scheint das ja nicht nöthig und der leere Graben unnütz. Es geht auch vielen Staatsweisen so.

Auf dem Baum, in dessen Schatten der Wegknecht die Steine zerschellt, schmettert der Fink lustig in den Frühlingshimmel hinein. Der Steinklopfer achtet nicht auf den Vogelsang. Und das mag gut sein; sonst würde er ihn vermissen, wenn er verstummt ist, und würde nicht so geduldig in Hitze und Kälte seine Arbeit vollführen.

Wenn der Bauer beginnt den blauen Kittel zu tragen, beginnt sein Verfall. Zuerst trägt er ihn zur Schonung der guten, später zur Verdeckung der schlechten Kleider.

Das Wort: „dem Glücklichen ſchlägt keine Stunde“ gilt nicht blos von Liebenden, ſondern noch mehr von Unabhängigen, Amtloſen. Der Fabrikarbeiter erſcheint gebundener, unfreier als der Bauernknecht, weil er ſtreng an die Stunde gebunden und ihm nicht wie dem Bauernknecht freie Bewegung in der Zeit und im Raume gegeben iſt.

Im Fabrikarbeiter, — oder wie man heute kurzweg ſagt, im Arbeiter — iſt die Phantaſie weit thätiger, als die Vernunft. Man kann tagelang am Schraubſtock, an der Hobelbank Allerlei ſich ausphantaſiren, aber ſehr ſchwer klare, ruhige Gedanken bilden, den Geiſt ſchärfen. Daher kommt es auch, daß die Demagogen ſo leicht die Arbeitermaſſe mit Vorſpiegelungen erhitzen und aufhetzen können, die die bereits erregte und leicht bewegte Phantaſie mit utopiſchen Vorſtellungen auf ein Jenſeits der jetzigen Zuſtände und natürlich auf ein paradieſiſches hinlenken.

Schwer aber iſt, in klarem Denken deutlich zu machen, daß es kein ökonomiſches Jenſeits giebt, kein plötzliches Verſetztwerden in einen andern Zuſtand, ſondern nur ſtille allmälige Geſtaltung beſſerer Verhältniſſe in treuer Ausdauer und Umſicht.

Jeder Kämpfende ist eine Kraft für sich, aber erst die Fahne des gemeinsamen Gedankens macht die tausend Leben zu einem einzigen, und die siegreiche Fahne ist die Liebe zum Führer.

Wie aus der Zelle sich der Organismus bildet, so auch im großen Ganzen des Staats- und Gesellschaftslebens. Bilde zuerst die Zelle aus, den kleinen bemessenen Kreis, dann bilden sich andere dran fest und Alles wird zum lebendigen Ganzen.

Tausende singen ein Schlachtlied, nur Einer hat es gesetzt, die Tausende singen es aus ihrem Fühlen und singen sich das Fühlen des Dichters in die Seele.

Das Volksleben gleicht dem gesunden Walde, es können viel Waldfrevler darin wirthschaften, da und dort stehlen; den Wald verderben können sie nicht, da ist Alles derb und nicht so leicht verletzlich.

Nichts iſt gefährlicher, als in das Volk das dialektiſch Brüchige, die verklauſulirten Halbwahrheiten zu bringen. „Wenn“ und „Aber“ anhängen, eröffnet der Sophiſtik dieſſeits und jenſeits Thür und Thor, Alles wird haltlos. Es muß Alles ſo geſagt und gehalten werden können, daß es ſich gleichſam mit den vier Species rechnen läßt.

Es iſt ein ſchlimmes Unterfangen, glücklicher Weiſe aber gelingt es nicht, den Wald des Volksgemüths ganz abzuholzen. Gelänge es, würden Gewitter und Schneerutſchen allen Humus abſlößen und nur nacktes Geröll übrig laſſen.

Es iſt nicht Abfall von der demokratiſchen Anſchauung oder Verzweiflung an derſelben, wenn wir uns zu der Wahrnehmung bekennen, daß nicht der Maſſengeiſt als ſolcher die geſchichtlichen Wendungen bewirkt, ſondern daß dieſe von großartigen Perſönlichkeiten bewirkt werden. Die Perſonwerdung des Gemeingeiſtes iſt nur ein Zuſammenſchluß der elementariſch umſchwebenden Kräfte.

Das Selbstgefühl stammt aus Zeit- und Volksgefühl und bildet wieder dasselbe. Das Gesammtleben des Volkes erzeugt die Luft, in welcher einzelne reine begabte Geister gedeihen und die in dieser Luft liegende Aenderungsnothwendigkeit erkennen, formuliren und aussprechen. Diese sind selten auch diejenigen, die solche Aenderung selber vollziehen. Die Vollstrecker sind meist rücksichtslose, thatkräftige, ja sogar gewaltthätige Menschen.

Der Schulzwang oder besser die allgemeine Schulpflicht ist das Neue, das unser modernes Leben vor aller geschichtlichen Vergangenheit auszeichnet. Durch die allgemeine Schulpflicht wird der Staat zum Culturstaat und es ist unstatthaft, den Staat fernerhin als profan zu bezeichnen; denn er hat die Aufgabe, ein elementares Maß von Erkenntniß zu setzen, die die grundlegende Einheitlichkeit der nationalen Bildung ausmacht. Nothwendige Folge der Schulpflicht ist die Unentgeltlichkeit des allgemeinen Schulunterrichts, der ein Wissen zum Lebenselement gestaltet. Und die weitere Folge ist, da der Staat Culturträger, Befreiung der Schule von der beschränkenden Herrschaft der Cultusbesonderheiten.

Das Herz für das Volk! Es steht in Gefahr verkehrt, verbittert zu werden. Wir haben redlich gearbeitet, den Begriffsvorrath der gebildeten Welt hinauszutragen in die großen Massen. Und nun hat es den Anschein, als ob diese Bildung sich gegen allen Bestand der Sittlichkeit und Cultur wende. Noch vor wenigen Jahrzehnten war es Aufgabe des öffentlichen Worts, in jeder Weise darzuthun, wie auch im Ungebildeten und Besitzlosen die höheren Antriebe der reinen Psyche walten, die die Gleichheit der Menschen bedingen. Nun ist es fast so weit gekommen, daß man zu beweisen hätte, wie auch Gebildete und Besitzende von den sittlichen Mächten geleitet sind. Die gewissenlose Verführung will mit Brandreden einen verwüstenden Classenhaß anfachen, alles Rechts- und Pflichtgefühl zerstören und nur die Leidenschaft anrufen. Da will Verdrossenheit, Mißmuth, Verachtung die Seele des Menschenfreundes verbittern und bestimmt, die große Masse ihrem Schicksale, den Verführern und Schmeichlern zu überlassen. So wenig aber Undank eines Einzelnen, so wenig auch darf die Verkehrtheit großer Massen dir dein thätiges Wohlwollen rauben. Der wilde Aufschuß der in die weitesten Kreise eingedrungenen Bildungsstoffe wird sich, freilich nach bitteren und harten Erfahrungen auf beiden Seiten, geregelt fruchtbar organisiren.

Wissenschaft, Wehrkraft, Wahlrecht, das sind die drei Grundpfeiler des modernen freien Staates. Der Mensch, der sein inneres und persönliches Leben frei ordnet, der Mann, der die Gesammtheit schützt und vertheidigt und an der Feststellung der Gesetze, denen er unterworfen ist, Theil nimmt, bildet sich aus ihnen.

Von der Kunst.

Wer irgend etwas ſchafft, bildet und geſtaltet, erkennt deſſen Unzulänglichkeit; das Gewordene iſt weit hinter der innerlich gefaßten Idee zurückgeblieben. Nur vom unendlichen Geiſte kann es dem Geſchaffenen gegenüber heißen: Und er ſah, daß es gut war.

„Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“ heißt es in Goethe's Zueignung. Hier iſt der Zuſammenſchluß der Erkenntnißformen und Momente deſſen gegeben, was man realiſtiſche Dichtung nennt. Wunderbar iſt es, daß ſich mit jenen Worten für Goethe auch bereits der Titel ſeiner Lebensgeſchichte ergab.

Warum in der Kunſt mehr Ernſtes, Trauriges, als Heiteres, Luſtiges iſt? Die Freude iſt ein Moment, kurz; der Schmerz lang und vielfältig. Die Freude iſt Erfüllung, der Schmerz iſt Verlangen.

Selbſt in der Production der Kunſt liegt das oft verhüllte, aber doch tiefbewegte ſchmerzhafte Verlangen nach reinem Ausgleich des Daſeins.

Die dichteriſche Ausführung und Offenlegung der im Innern ruhenden Empfindung gleicht der im Lichte ſich ausbreitenden Krone des Baumes, der die parallelen Auszweigungen hat zu der im Grunde ruhenden Wurzel.

In der Wahrnehmung des wirklichen Lebens ſind alle oder doch mehrere Sinne affizirt. Die Aufnahme in die Kunſt löſt die Thatſache für einen einzelnen Sinn ab und giebt in dieſem einzelnen die Verſtärkung ſeiner Kraft. Schon hierin liegt die Idealiſirung.

Nur das ist lebend, was in ebenmäßiger Vertheilung des Gewichtes sich selber trägt. Das gilt nicht nur vom Naturwesen, sondern auch vom in sich beschlossenen Kunstwerke.

Das Ewige in der Kunst ist mit Zeitlichem legirt. Was kann es scheinbar Zeitloseres geben als die Musik, und welches Thema ständiger als die Jahreszeiten? Und doch steht in der Composition Haydn's die zeitliche Fassung ähnlich wie in Lessings Nathan der Weise klar zu Tage.

Das Werk Haydn's ist aus der idyllischen Stimmung, das Lessings aus der polemischen und humanistischen hervorgegangen. Keiner andern Zeit, vor Allem aber der gegenwärtigen nicht, wäre solches möglich.

Bei dieser Legirung mit dem Zeitlichen beharrt aber auch das Ewige.

Was in der Wirklichkeit der Natur einander feindlich und ausschließend ist, wird in der Kunst zur Harmonie wie Licht und Schatten, und der echte Künstler muß es verstehen, noch die Transparenz der Erscheinung in den Schattenpartieen aufzuzeigen.

In der Natur ist scheinbar jedes Ding für sich da, und doch ist es nur durch ein Anderes und für ein Anderes, von Fremdem bestimmt und Fremdes bestimmend, so auch muß es in der Kunst sein (in der figurenreichen). Wo in einem gegliederten Kunstwerke etwas für sich allein gelten will, oder auch abgelöst werden kann von Einwirkung des Anderen und auf Andere, da wird es auch an sich überflüssig und ungehörig erscheinen.

Es giebt in der Dichtkunst Hochpunkte, die auf der Schwelle des Daseins liegen, da, wo dies in die Unendlichkeit übergeht, die sich gar nicht mehr im artikulirten Laut, auch ja nicht im Naturlaut ausdrücken lassen; Action ist da Alles, und hier ist auch der Punkt, wo die Musik eingreift. Die Dichtkunst hat nur die Momente vor und nach jenen höchsten Momenten, die Musik, weil ganz vom Leben entfernt und keinen Parallelanspruch machend, kann da herein und ist da erst recht heimisch.

Der Kuß der Liebe, der erste Blick der Mutter auf das Kind, der letzte Athem, es ist Alles stumm und Moment, die Kunst giebt ihm Wort, die Musik noch mehr in vielfältigem unfaßbarem Tone, und der Moment weitet sich aus und ragt in die Unendlichkeit.

Die Musik kann in Ausrufung eines Eigennamens — wie Pylades in Gluck's Iphigenie, Leonore und Florestan im Fidelio — eine gedrängte Fülle gleichzeitiger Empfindungen legen, die das Wort nur schwer und nach einander und eben dadurch zertheilt ausdrücken könnte.

Das Beste und Bleibende in jedem Kunstwerke, dem gemalten, gemeißelten und geschriebenen ist das, daß die Liebe des Künstlers zu seinen Gestaltungen uns daraus anmuthe. Die fleißigste, sauberste Ausführung ohne Liebe bleibt hohl und äußerlich, mechanisch gemacht, nicht organisch geschaffen. Die kalte nüchterne Objectivität, die verlangt wird, darf nur ein Moment im Prozesse der Production sein; die Composition kann und soll mit kalter, wenn man will, mathematischer Betrachtung gestellt und gruppirt sein, dann aber muß die Liebe zu jeder Einzelgestaltung wieder den Bildner durchdringen und aus ihr das ganze Kunstwerk. Das allein giebt Seele, mit allem anderen kann man Geist geben, gerundete Technik erlangen, aber das eigentlich Seelenathmende fehlt. Diese Liebe des Schaffenden ist nicht wortreicher Enthusiasmus, es ist das stille glückselige Genügen, das Entzücken vor sich selbst.

Den abstracten Gedanken aus dem Kunstwerk destilliren, heißt Branntwein aus Korn und Rosenöl aus Rosen machen.

Für den Geschmackssinn ist nur das vorhanden, was gelöst oder löslich ist, und so ist die Kunst die Flüssigmachung des starr Thatsächlichen.

Der echte Philosoph will nichts Zeitliches, nichts Persönliches; er will nur die ewige Idee. Das Leben der Menschen, ihre Tugend und ihr Laster, ihr Glück und Unglück, ja sogar sein eigenes Leben in Fähigkeit und Schicksal ist ihm reiner interesseloser Gegenstand der Ideenerkenntniß. Aehnlich der Musiker, der die reinen, typischen Empfindungen zum Ausdruck bringt.

Anders aber der Dichter, der Idee und Empfindung nur in den zeitlichen und persönlichen Erscheinungen zur Darstellung bringen kann.

Das Genie bewahrt die Naivität, es sieht die Welt stets mit dem Auge eines Kindes und zugleich mit der Erkenntnißreife eines Mannes.

Das verborgenste Geheimniß der Psychologie ist die poetische Production. Die Momente des freien Willens und der Nothwendigkeit fließen da so ununterscheidbar durcheinander, daß jede Abtrennung, wie sie die Psychologie haben muß, immer nur die Hälfte giebt.

Demuth ist eine moralische, aber keine dichterische Kraft.

Alles dichterische Schaffen beruht auf Selbstvertrauen, Selbstgefühl; die Grenze, wo dies zum klaren Selbstbewußtsein wird, ist fein, und ist sie überschritten, so wird kahles Reflektiren daraus.

Demuth kann nicht Motiv zum dichterischen Ausdruck ihrer Empfindung werden. Der religiöse Dichter, der die Demuth zum Ausdruck bringt, entfernt sich von derselben, indem er tiefinnerlich von dem Selbstgefühl geleitet ist, daß in seiner Kundgebung eine Besonderheit liege, die ihn zu neuer Formgebung berechtige.

Mir sagte einmal ein Dichter: in der vollen Schaffensfreude liegt die höchste Befriedigung des guten Gewissens.

Derselbe Dichter sagte mir: Wenn ich Shakespeare gelesen oder gehört habe, fühle ich mich tief niedergedrückt, und Alles, was ich gestalten will, erscheint mir so kleinlich und nicht des Aufzeichnens werth. Wenn ich Goethe gelesen habe, fühle ich mich erfrischt und ermuthigt; ich sage mir: du bist weit entfernt, ein Gleiches erreichen zu können, wie er; aber du bildest eben das in deine Natur Gelegte aus, wie auch der Meister gethan. Neben der Eiche kann auch eine gerechte Haselstaude wachsen.

Woher dies kommen mag? Wohl daher, weil Goethe als große aber doch bemessene Persönlichkeit erscheint, Shakespeare dagegen unpersönlich und allgewaltig.

Dichtung Selbstgefühl? Das ist so zu verstehen. Der Philosoph, der Naturforscher kann ein äußeres Maß, mathematischer Beweise zur Erhärtung anlegen, der Dichter nicht. Es steht Alles in ihm und in so weit seine Natur dem Allgemeinen zustimmt, ist Wahrheit in seinem Werke.

Ein Dichter, der aus den Gestalten seiner Phantasie heraus in ihnen lebend denkt und empfindet, gleicht dem Wahnsinnigen, der sich einbildet ein König, ein Holzknecht, eine Prinzessin, ein General zu sein; aber der Dichter kehrt aus der Versetzung in fremdes Leben wieder zu seinem Selbst zurück; seine Seele ist ein eherner Spiegel, in dem sich eine Weile das Bild der Phantasie in seiner ganzen Lebensfülle darstellte, aber der Spiegel hält es nicht fest.

Raphael konnte nur so rein das Schöne schaffen, weil er in einem schönheitsvollen, das Schöne empfindenden Volk und Zeitalter lebte. Das Genie ist nur die Culmination seines Volkes, seiner Zeit. Die Volksbildung wird nicht nur vom Genie bestimmt, das Genie wird auch von der allgemeinen Volksbildung bedingt. Es kann keine einzelne Alpenhöhe geben, der Monte Rosa wächst aus der Alpenkette heraus.

Es liegt ein eigener Zauber in dem Blicke, mit dem ein Künstler sein sich vollendendes Bild betrachtet. Der Genius aus ihm lächelt und ist kindlich froh.

Nur die Liebe kann erziehen, wie nur die Liebe schafft und bildet. Ein Künstler, der seinen Beruf, seine Arbeit nicht liebt, kann nichts gestalten.

Es liegt ein wunderbares Wohlgefühl im vollen Ausströmen seiner innersten Gedanken, es ist wie ein Rollen des eigenen Seins auf unsichtbarer Tragkraft.

Entweder man kann fliegen oder man kann es nicht. Durch Fleiß läßt sich die Fähigkeit zu fliegen, nicht erwerben. Allerdings verlangt die organische Ausgestaltung eines Kunstwerkes Fleiß, redliche und unabläßige Uebung, aber die eigentliche erste Kraft ist Naturgabe.

Der Dichter hat die Kraft zu gehen, aber auch die zu fliegen und das löst im Verkehr mit ihm unversehens die Schrittmäßigkeit auf.

Die Dichterkraft ist wie der Magnet, sie darf nicht ruhen, sonst hört sie auf; je öfter zur Anziehungskraft herausgefordert, um so stärker wird sie in sich.

„Uebung macht den Meister" gilt von allem Lernbaren, Handwerksmäßigen, nicht aber von der angeborenen künstlerischen Kraft. Strenge Schulung erhöht sie, ihr Wesen aber muß eingeboren sein. Man kann von Anderen lernen, aber nur aus sich selbst bilden.

Entwicklung, Fortbildung ist der Gegensatz der Manier. So lange ein Künstler sich entwickelt, neuen Inhalt bringt und neue Formgebung, hat er keine Manier, oder sie erscheint vielmehr nur als Individualität. Ist die Entwicklung abgeschlossen und er arbeitet mit der errungenen Technik weiter, so beginnt die Zeit der Manier.

Wie die Bildung der Erde mehrere Uebergangsstufen hatte, bevor sie zur jetzigen Gestalt gelangte, so geht es auch bei Bildung eines Kunstwerkes, namentlich der Dichtung, es hat im eigenen Geiste oder äußerlich untergegangene Formationen zu seiner Voraussetzung und damit eine höhere Ständigkeit. Die Werke des sogenannten ersten Wurfes sind selten in der Welt.

Auch im gewöhnlichen Leben ist es wie in der Dichtung. Das, was du von Anderen zu erwarten hast, ist eben weil es von Anderen kommt anders als du erwartet hast und darum überraschend.

Der Tonkünstler übt sein Ohr und wird für die feinsten Unterschiede und Uebergänge empfänglich. Der Dichter übt beständig sein Gefühlsvermögen und wird ebenso empfindlich für die leisesten Anregungen. Diese höhere Erregbarkeit kann dort wie hier krankhaft werden; nur erscheint eine Krankhaftigkeit des Dichters offenkundiger, weil er die Feinheit seiner in der Phantasie ausgebildeten Seelenzustände auf das Leben überträgt.

Unglücklich ist der Mensch, der immer von Anderen verstanden, ja sogar errathen sein will in seiner Empfindungsweise und seinen Strebungen. Da tritt die Empfindlichkeit, Selbstvergrämung, Isolirungssucht bei allem nicht zu stillenden Verlangen nach liebendem Anschluß ein.

Menschen von idealem Beruf, namentlich Dichter, kommen leicht in diese Gemüthssphäre, und aus ihr stammen bei sich aufraffendem Naturell, dem die Melodik des Ausdrucks zu Gebote steht, die zartesten lyrischen Gedichte, über denen ein leiser Hauch edelster Melancholie ruht.

Vermag aber der so Bewegte sich nicht zu erlösen, so verfällt er leicht einer tiefen oder gar sinnverwirrenden Schwermuth.

Es läßt sich nun einmal nicht machen, Ziergarten und Nutzgarten lassen sich nicht mit einander verbinden. Die gefüllte Rose trägt keine Hagebutte und die Kartoffel wird nun und nimmer eine Zierpflanze. Es geht auch in der Kunst so: Das, was um einer Tendenz willen, zu einer Frucht da ist, hat die Schönheit nicht in sich, sondern in etwas Jenseitigem, Draußenliegendem, in Resultaten, die gleich der Kartoffel in der Erde wachsen; das Kraut ist nur für die Kartoffel. Aber Blumen sind Blumen und sollen es sein, sie haben nichts Eßbares, sie blühen und duften: das ist genug.

Wenn man zum Kriege drei Dinge braucht: Geld, Geld und Geld, ſo brauchen die Künſte des Friedens, vor Allem die dichteriſche Geſtaltung auch drei Dinge: Ruhe, Ruhe und Ruhe.

Nur thätige, ich möchte ſagen, ſoldatiſche Naturen können die Morgenreveille ertragen, dichteriſch-träumeriſche nicht.

Die Poeſie kann nur in Zeiten der Ruhe gedeihen und aufgenommen werden. Während es Sturm läutet, hört man keine Stundenglocke ſchlagen.

„Wer weiß, ob jener Dichter, Künſtler ſo Großes geſchaffen hätte, wenn ihn nicht die Noth des Lebens bedrängt hätte“ — ſagt die bequeme Philiſterei. Die Noth aber kann die moraliſche Kraft erhöhen, nicht die künſtleriſche, dieſe bedarf der Freiheit, ja ſie iſt dieſe ſelbſt.

Leſſings Nathan iſt nicht aus Noth, ſondern trotz der Noth gedichtet, und wer kann beſtimmen, wie dieſer Kampf die Lebenskraft des Dichters untergraben.

Es ist leicht gesagt: Du hast deine Geisteskraft, mache jetzt etwas Anderes, wenn du nicht produciren kannst. Aber das Wasser, mit dem man die Wiese wässert, sammelt sich nicht zum Bach, um eine Mühle zu treiben. Freilich könnte das Wasser noch mehr als eine Mühle treiben, aber in der Menschenwelt wie in der Natur kommt kein Einzelnes zu seiner allseitigen Wirkung.

Eine Künstlernatur ist am schwersten zu ändern, weil sie sich und aus sich selber schafft und modelt, weil sie mit Aufgeben und Aendern individueller Besonderheiten auch ihren allgemeinen Beruf zu ändern hätte; darum ist hier so viel Gegenkampf und Unnachgiebigkeit. Das Subjektive ist hier das Stärkere. Ein Arzt, Richter bleibt was er ist, wenn er das und das ablegt. Der Künstler, dessen Beruf seine Persönlichkeit ausmacht oder in sich schließt, hat Alles zusammenwachsen lassen, unzersplitterbar.

Der einsam Aufnehmende ist ein Anderer als der gemeinsam Aufnehmende. Wie ihn das Daneben störend durchkreuzen kann, so kann es ihn auch heben und berichtigen. Im Theater bildet sich eine Gesellschaftsstimmung, der nur die entgehen, die nach einem inneren Marsch marschiren und nicht nach äußerlich gehörter Musik.

Ein Dichter muß wissen, was er will; er muß aber auch wissen, oder — wie man es nennt — unbewußt empfinden, was die Andern wollen können, und schließlich muß er ihnen geben, was sie wollen sollen und müssen.

Wer nur weiß, was er selber will, wer aus einer isolirten Stimmung herausempfindet, strebt, handelt, kommt leicht in das Schrullenhafte und wird — wie man's nennt — ein verkanntes Genie.

Die Consonanz des Individuums und des Nationalgeistes, Zeitgeistes, Weltgeistes, das ist nicht durch Fleiß, durch Beharrlichkeit und alle sogenannten spontanen Tugenden zu erreichen; das ist eben eine Gabe Gottes, das Genie. Ist die Thatsache des Geistes gesetzt, dann müssen die Tugenden der Willenskraft geübt werden, wach sein, beharrlich und vor Allem leidenschaftslos; denn vom Leidenschaftlichen gilt: er weiß nicht, was er will d. h. er weiß es jetzt nicht, er wußte es in nüchterner Stunde. Die Leidenschaft hat eine Klarheit des Geistes von gestern oft zum Hintergrund; aber im Moment der Leidenschaftlichkeit, in den Mitteln, im verlangten Maße weiß sie nicht, was sie will und noch weniger was die Anderen wollen.

Nach den Geſetzen des Fortſchritts und der Entwicklung weiter gehen auf dem betretenen Wege, das iſt der praktiſche Verlauf; der geniale eröffnet neue Wege. Das Genie iſt nicht ein Wunder, aber es erſcheint als ſolches; der naturgeſchichtliche Verlauf gipfelt unverſehens in einem Ergebniß, das überraſchend die vorhandenen Entwicklungsmomente zu einem ungeahnten zuſammenfaßt.

Der Ordnungstrieb iſt ein Grundzug des Menſchengeiſtes, der in der Wiſſenſchaft als logiſche Folge und Syſtem, in der Kunſt als Proportion und Harmonie erſcheint. Der Künſtler muß verworrene Bewegungen und Tumulte geordnet und in beſtimmten Artikulationen geben, unklare Empfindungen klar darlegen; verfällt er in das Pathos des Objekts, wird ſelbſt unklar, tumultuariſch, verworren, ſo hört er auf Künſtler zu ſein. „Nüchtern die Trunkenheit zu ſingen“ heiſcht ſchon Anacreon.

Die Bibel und die antiken Bildwerke ſind verſtümmelt auf uns gekommen. Und doch wie groß und ſchön!

Moſes in der Bibel iſt eine Heldengeſtalt, mit der ſich nicht leicht eine andere meſſen kann, vielmehr iſt er das Maß; denn wo fände ſich ein Gleicher, der nicht nur der Befreier, ſondern auch der Geſetzgeber war, ein Held und ein Erzieher. Und dichteriſch ſchöner könnte kein Dichter ſeinen Helden ſterben laſſen, er hat Alles ideell vorbereitet, aber ſelber konkret geſtalten durfte er nicht mehr, er ſtirbt das Land ſchauend, und vielleicht wäre er auch zu weich zum Vertilgungskrieg geweſen, er hat ihn zwar befohlen, aber wer kann ſagen, daß er ihn ausgeführt hätte? Dazu taugte Joſua der Soldat.

Es liegt eine Gefahr für die moderne Dichtkunſt in der Auflöſung der Staffage als ſolche. Die feſte Perſpective geht damit verloren. Es muß Figuren ohne Action geben, die nur den Maßſtab der Aufnahme bezeichnen, weiter nichts.

Die Auflöſung der Geſammtrepräſentation, des Chors in Individuen, bringt eben dahin, daß man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr ſieht.

Der Chor in den alten Tragödien iſt nicht nur der Menſchenwald, aus welchem widerhallt, was man hinein ruft, er iſt auch ein ſelbſtredender, als Geſammtheit empfindender Menſchenwald.

In der Dichtkunst ist die Leidenschaft am sichersten allgemein wirkend. Bei großer Hitze und großer Kälte sprechen die Menschen davon und sind gleicher Empfindung sicher, von mittlerer Temperatur spricht man nicht und weiß man nicht. Das Idyll ist darum auch das schwierigste, weil es sich ständig in mittlerer Temperatur hält.

Die moderne Menschheit dichtet in der Musik die Märchenkraft des Menschengemüths aus, die das Alterthum im Mythus gestaltete. Die Musik giebt Stimmungen und Situationen über alles greifbare und sichtbare Dasein hinaus und läßt uns wach träumen.

Jede Dichtung muß in ihrem innersten Kern von einem fremden Volk verstanden und nachempfunden werden können. Darum muß auch der Patriotismus in einer allgemein menschlichen Geltung erscheinen. Ist das nicht, bedarf die Nachempfindung der ausschließlichen Zugehörigkeit zum bezeichneten Vaterlande, so mag solch eine Dichtung politisch bedeutungsvoll sein, künstlerisch bleibt sie mangelhaft.

Was ein Mensch nicht sagt, ist oft viel charakteristischer, als was er sagt, aber das Nichtgesagte läßt sich schwer ermitteln. Bei einem Schriftsteller aber läßt sich ganz gut ausfindig machen, was er bei dieser und jener Situation hätte sagen können und nicht kundgab.

Die sittliche Idee in einer Dichtung ist etwas ganz Anderes als Tendenz. Eben Dichter, denen es an sittlicher Schwere fehlt, suchen sich mit der Tendenz zu helfen, es hilft aber nur eine Weile, bis die Tendenz so oder so Faktum geworden. Die sittliche Idee eines Kunstwerkes ist die Seele dieses selbst, und diese giebt Zeugniß von der Seele des Schaffenden.

Kann man Alles karikiren? Ich glaube, das einfach Große läßt sich nicht karikiren, nur das Complicirte in Erscheinung und Wesen.

Von Goethe und Raphael läßt sich keine Karikatur denken.

Auch das Schöne iſt wahr, nicht blos das Unſchöne. Das gilt für die ſogenannten getreuen Realiſten.

Epigone! Das iſt nichts als ein Wort des Katzenjammers. Sind die Griechen Epigonen der Aegypter, die Römer Epigonen der Griechen und ſo fort durch alle Zeiten? Der Lebende hat Recht, ſagt das Dichterwort, und alles Lebende iſt ein Werdendes, Neues.

In allen Geſtalten des Dichters, ſo vielfältig ſie erſcheinen, ſieht man doch daſſelbe Auge des Dichters, das ſie erſchaute.

Das normale oder normgebende Genie hat mit dem anormalen, das als Wahnſinn erſcheint, das gemein, daß es genetiſch nicht nachweisbar ſondern meteorartig erſcheint.

Noch nie hat ein Genius — ſelbſt ein Goethe in ſo langem ſtetigem Arbeitsleben — ſein Alles und Letztes ausgegeben, es bleibt ein Unausgeſprochenes, das mit ihm ſtirbt, und all ſein Singen und Sagen war nur der Verſuch, dies Letzte kund zu geben.

Goethe's Werke ſind Emanationen ſeiner perſönlichen Entwicklung und aus dieſer tiefer verſtändlich. Aber ſie ſind nicht an ſeine Perſönlichkeit gebunden, vielmehr von dieſer abgelöſt und zum freien Selbſtleben erlöſt.

Jede Schrift Goethe's iſt ſubjektiv, aber keine perſönlich. Erſt alle zuſammen repräſentiren ſeine Perſönlichkeit. Das iſt nicht antithetiſche Spielerei, ſondern ich verſtehe es ſo: Goethe gab jeweilig den vollen abgeklärten Inhalt ſeiner Stimmung. — Thut das aber nicht jeder Dichter? Freilich, aber nicht bei jedem zeigen ſich ſo die Zubildungen, die Jahresringe der Entwicklung, die den Stamm des Baumes formiren, wie bei Goethe.

An psychologisch und logisch gerade sich entwickelnden Dichternaturen läßt sich die Nothwendigkeit ihres Seins schon daran erkennen, daß sich kein Werk von ihnen chronologisch versetzen läßt. Werther ist vor Iphigenie, die Räuber vor Carlos gar nicht hin und her zu schieben. Die Kunstmacher dagegen, die Problemjäger ohne subjektiven Trieb, haben und geben keine Entwicklung, kein aus der Empfindung angefachtes und anfachendes Wangenglühen, bleiben und lassen kalt.

Goethe will nie schön sein, er strebt nach keinerlei Aufputz, er will nur rein und wahr sein, denn er ist von Natur schön.

Die Philosophie entspricht dem Ausbau dichterischen Empfindens; zum Unterbau giebt das konkrete Leben festen Halt. Auch hierin ist Goethe wiederum Muster. Die beiden Männer, die am mächtigsten auf sein Naturell einwirkten, sind Justus Möser und Spinoza; jener in der Jugend, dieser im vorgerückten Lebensalter.

Goethe fühlte sich im eigentlichen Sinne des Wortes als der Zeitgenosse aller Zeiten.

— —

Ausdehnung und Denken, die Spinoza als die beiden Erscheinungsweisen einer und derselben Substanz bezeichnet, diese Auseinanderlegung des Einheitlichen zeigt sich uns in den Einzelerscheinungen: in der Elektricität als positiver und negativer Pol, in der mathematischen Anschauung als Plus und Minus, in der Ethik als Egoismus und Mitleid.

Auch ästhetisch ist das Gleiche erkennbar. Die Substanz Goethe's zerlegt sich in seinen Gestaltungen wesentlich in die beiden in ihm ruhenden Grundmächte absoluter Hingebung und zurückhaltender Besonnenheit. Das variirt sich von Werther und dem gedachten Freunde, an den die Briefe gerichtet sind, durch Tasso und Antonio, Egmont und Oranien bis hinauf zu Faust und Mephisto.

— —

Goethe behandelt viele Nebenfiguren blos als Requisit, das keinen Anspruch auf Charakteristik und individuelles Leben hat. Es ist ein naturgemäßes demokratisches Princip der neuen Zeit, daß dies anders geworden.

———

In den dichterischen Gebilden Goethe's erquickt uns die Verbindung von warmer Empfindung und Gelassenheit, wie Feuer und Blume des Weines. Erst aus seinen Briefen sehen wir, daß seine Gelassenheit eine durch Willenskraft erworbene Tugend war.

Goethe hat die naivsten Gestalten, d. h. solche, die aus der Gebundenheit ihrer Natur handeln ohne dialektische Vermittlung. Man erkennt am schnellsten wie grundmäßig naiv Gestalten wie Gretchen und Clärchen sind, wenn man sich fragt, ob sie eine Spur von dem haben, was man Backfischwesen nennt. Sie sind im Gegentheil reife Naturen, denn die Naivität ist nicht das Unfertige, sondern die vollgezeitigte Naturreife.

Goethe ist — auch im späteren Lebensalter — präciser im Verse als in der Prosa. Er faßt und bezeichnet da stets bestimmt und scharf. Während er im prosaischen Ausdruck bequemlich und verschwommen allgemein sich gehen läßt, nöthigt ihn die Versform zu geschlossener Haltung.

Goethe's Faust hat das Gleiche wie die großen monumentalen Bauten. In der langen Bauzeit veränderte sich der Stil. Und Goethe hat alle Stilformen durchlebt und durchgearbeitet. Von der Blockhütte durch die Antike bis zur feinsten Gothik, von Werther (dessen Zusammenfügung von Briefen als erster Bau aus wenig behauenen Steinen betrachtet werden kann) bis hinauf in den Faustischen Himmel mit seiner Alles versammelnden und seiner neubildenden Mythologie.

Durch seine Kundgebungen über alle Anliegen des Menschengeistes mag Goethe als Dichter nicht gewonnen haben; aber seine Erscheinung als voll ausgestalteter Mensch ist dadurch rundum erkennbar. Wie viel Unzulänglichkeiten würden wir an manchen hochgehaltenen Männern finden, wenn sie sich über die Gesammtheit des Lebens hätten aussprechen wollen oder müssen.

Goethe konnte im Egmont dessen Frau und Kinder ignoriren, Schiller im Tell nicht. Hier wies schon die Tradition auf die Gefährdung der Familie, die Befreiung ist hier Kampf für Haus und Hof, dort für das Staatsganze.

Es ist einer der tiefsten Charakterzüge in Goethe, daß er leicht Geschenke annahm. Er war freilich wohlgestellt, und wie man's nimmt reich genug, um sich durch Geschenke nie beengt und gebunden zu fühlen, und was man ihm darbrachte, war nicht zur Noth sondern zum Schmuck des Lebens. Aber das ist doch nicht das Wesentliche. Wer in sich fühlt und weiß, daß er jede Stunde, jede Regung, jede Anschauung in sich neu belebt, um sie dann der Welt darzubringen, der kann leicht und frei die Darbringungen der Welt empfangen. Goethe konnte etwas von jenem Götterstolze empfinden, der da sagt: Was ihr darbringt ist doch mein, die ganze Welt ist mein und was ihr aus Eurem Besitze in meine Hand gebt, nehme ich als Zeichen der wohlwollenden Erkenntniß.

Goethe hat in seinen Schriften nie etwas unterstrichen, Schiller oft. Der Grund ist, weil bei Goethe sich der Ausdruck von selbst accentuirte, Schiller aber fühlte, daß der Ausdruck an sich nicht genügend war und er noch eines ungeschriebenen Trumpfes, einer Tonbezeichnung bedurfte.

Goethe's Produktionen sind viel einfacher und allgemein verständlicher als die Schillers und doch wird er wohl nie so populär wie dieser. Es ist nicht nur weil das schwunghaft Getragene, Farbenblitzende viel populärer ist, als das einfach Gleichmäßige, Stillfarbige; es ist hauptsächlich auch, weil Schillers Persönlichkeit eine populäre ist, sein Schicksal und seine enthusiastische Hingebung, während Goethe vornehm, kalt und zurückhaltend erscheint. Keine Lehre hat je einen Menschen im weitesten Sinne populär gemacht, sondern das Leben macht populär, die Individualität des Schaffenden ist dabei weit mehr Ausschlag gebend, als das Geschaffene. Die persönliche Unsterblichkeit ist auch subjektiv genommen die populäre.

Schiller und Goethe sind ein Doppelvokal, der im Sprachschatze des deutschen Volkes nicht mehr getrennt werden kann. Freilich sagt man: au besteht aus a und u, aber es ist ein selbständiger Doppelvokal geworden, der nicht mehr A U ausgesprochen wird.

Es wäre dem nachzuforschen, wie Schiller im freien Sinne des Dichters trotz einer Antipathie doch Lessing's Spuren nachging. Daß „Kabale und Liebe" die in's Bürgerliche und Realistische übersetzte „Emilia Galotti" ist bis auf die Personen nachzuweisen, aber auch in Don Carlos ist ein Ton „Nathan". Die Scene, wo Posa zu Philipp gerufen wird, gleicht bis auf Töne der Berufung Nathan's zu „Saladin", und hier wie dort liegt die Liebe als nur angeheftet draußen, dort zur Gattin des Vaters, hier zur Schwester.

Nur in den 30er Jahren, wo eben Alles zum staatlichen Leben hindrängte, konnte solche Börne-Menzelsche Verketzerung Goethe's aufkommen.

Das rein und allgemein Menschliche oder auch das Privatmenschliche sollte nicht zu Wort und Verständniß kommen. Man wollte den Staat und mußte ihn wollen. Der Missionär sieht im Götterbild den Götzen; er muß es stürzen und kann kein Auge für seine künstlerische Schönheit haben.

Zu Goethe's Zeiten lebte ein realistischer Vertreter der Empfindlichkeit: Jean Jacques Rousseau, und Goethe ward durch dichterische Gestaltung der Befreier von der Empfindlichkeit.

Warum ist Wieland so vergessen? Weil er in sich keine Entwicklungsstufe des nationalen Geistes zu concentriren und darzustellen vermochte. Er könnte nicht dagewesen sein und Alles wäre doch, wie es ist, während z. B. eine Kraft von weit geringerem Gewicht wie Gellert zum Entwicklungsgange des deutschen Geistes gehört

---

Man könnte sagen, daß die That Luther's, seine Bibelverdeutschung, sich auf ästhetischem Gebiete wiederholte durch die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung des Shakespeare. Die Bibel und Shakespeare wurden deutsch eigen. Wir verstehen jetzt besser Hebräisch und Lateinisch als Luther, auch Englisch versteht man besser als Schlegel-Tieck. Manches ist dort wie hier falsch übersetzt, dennoch aber sind diese beiden Verpflanzungen echt und wurzeln fest. Es kommt nicht Alles auf die Genauigkeit des Einzelnen an, der Ton des Ganzen ist entscheidend.

Shakespeare hat viele bereits dichterisch — auch dramatisch — verarbeitete Stoffe neu aufgenommen und erst zum vollen Stand gebracht. Ein bereits durchgearbeiteter Stoff hat sein Gutes. Man nimmt nicht rohes Erz zu Statuen sondern gern gegossene Kanonen, geprägte Münzen zum Einschmelzen.

„Womit Jemand sündigt, damit wird er gestraft" heißt es Weish. Salomonis 11, 11; das ist das tiefste Lebensgesetz der Nemesis. Es geht ein Gesetz der Vergeltung durch die Welt, das uns oft verhüllt sein kann, sich aber bei näherer Betrachtung unverkennbar offenbart. Es ist der Triumph der dichterischen Kraft, dies in freier Nachbildung und Concentrirung des Lebens zu zeigen, nicht plan sondern tief eingeschlossen. Lear sündigt an der Vernunft und wird wahnsinnig, Gloster handelt blind und wird geblendet! Es zeigt sich im Leben und muß in der Wiederbelebung durch die Kunst nachgewiesen werden, daß die Dispositionen und Gewohnheiten eines Charakters ihm die entsprechenden Handlungen zum Schicksal zuführen.

Dieſes ſich Gehenlaſſen bei Voz in der Erfindung giebt ſehr viel Willkürliches, Zerfahrenes, ſteigert aber auch oft die Phantaſie bei Schilderung des Einzelnen und legt ihr Verpflichtungen auf, aus dem Improviſirten nun etwas zu machen, das Plan und Anlage hat.

In Kleiſt's Hermannsſchlacht iſt mit eben ſo viel bewußtem Freimuth als ſchlichter Naivität — und das ſind die gemeinſam vollwirkenden künſtleriſchen Mächte, — dargeſtellt, wie die reine Naturthat, das, was die Moral „gut" und „böſe" nennt, noch in unterſchiedsloſer Einheit in ſich hat, und der Krieg — auch der heiligſte als Befreiungskrieg — iſt ein Verlaſſen des Kulturwegs und ein Zurückgehen auf den Naturact, der aber Liſt und Grauſamkeit wie beim Thiere nicht ausſchließt.

Auch in der Kunſt läßt ſich die Entwickelung eines Kunſtwerkes aus der Zellenbildung nachweiſen. — So iſt der Apfelſchuß im „Tell" die Grundzelle, aus der ſich vor- und rückwärts die ganze Dichtung aufbaut.

In der Erzählung kann man in einem neuen Kapitel wieder in der Zeit zurückgehen und nachholen, was anderwärts indeß vorgegangen; im Drama kann man das nicht, da muß die Handlung an sich wie die Uhr immer vorrücken.

Stillstehende Orientirungsscenen kann es geben, aber keine rückwärtsgehende Bewegung. In den Orientirungsscenen wird die Uhr nur wieder aufgezogen und während dessen geht sie nicht.

Aus guten Romanen behalten wir weit mehr die Charaktere als die Gesammthandlung in Erinnerung. Unsere Erinnerung bewahrt überhaupt mehr die Gestalten als die Schicksale.

Das Publikum der Erzählung ist im eigenen Hause daheim, das des Drama's in einem fremden und erwartet minutlich etwas Neues als Verpflichtung dessen, der es hergeführt.

Ein Theaterpublikum ſind Menſchen in Ruhe vor Menſchen in Bewegung; was dieſe äußerlich thun und was ihnen geſchieht, das Alles müſſen die Ruhenden innerlich mitmachen, darauf kommt Alles an.

Nicht das, was eine handelnde Perſon im Drama von ſich ſelbſt ausſagt und auslegt iſt beſtimmend für das Urtheil der Zuſchauer über ſie, ſondern das, was Andere über ſie mittheilen und urtheilen.

Man nimmt gerne an, daß Geldkalamitäten nicht dichteriſches Motiv ſein können. Nähme man aber dieſe heraus aus dem Vicar of Wakefield, ſo fehlte ein Grundſtein. Das Entſcheidende iſt, daß Beſitz oder Mangel des Geldes nicht Mittel- und Drehpunkt einer Dichtung ſein kann, aber das freie, gelaſſene Entbehren des Geldes iſt eine Verſtärkung der Sympathie für die handelnde und leidende Perſon. Wir haben weniger Sympathie mit dem Satten als mit dem Genügſamen.

Nennung einer bestimmten Summe Geldes ist als Motiv einer Dichtung innerlich unpoetisch. Es ist ein Motiv, dessen Wirkung auf Zeiten und Personen gar nicht zu ermessen ist. Gestern war diese Summe eine bedeutende in allgemeinem Geldwerthe, heute ist sie's nicht mehr und morgen noch viel weniger; das Motiv ist Coursschwankungen unterworfen und es ist noch etwas Anderes, als wenn man die Tiefe eines Abgrundes, in den man stürzen kann, nach Fußen angiebt. Denn der Sturz dort hinein ist doch noch immer tödtlich, zu allen Zeiten und für alle Stände. Einziges und ewiges Motiv aller Dichtung ist der Affekt, die Leidenschaft, der Konflikt; die kennen keine Standesunterschiede und keine Coursschwankungen.

Beim Drama lernt man, nur das auszusprechen, was der Moment erheischt, jede Uebertragung aus fremder Stimmung, jedes Herbeiholen von dem, was nicht da ist, jedes Reflektiren aus anderweiter Vorbereitung — springt da augenfällig als ungehörig heraus.

Genügsamkeit ist ein Grundmotiv der Idylle. An den gegebenen Verhältnissen genug haben, dieselben schön erfüllen, nicht nach Anderem streben im Glauben, daß das Andere glücklich mache, das ist der idyllische Grundton.

Was in der Erzählung von großer Bedeutung ist: die Bedingung der Stimmung je nach Tages- und Nachtzeiten ist im Drama von minder wesentlicher Bedeutung.

In einer Erzählung, einem Drama die Motive häufen, das bringt nicht mehr Leben hinein, es ist nichts als eine Kumulation von Fruchtkörnern aber kein Wachsen. Man muß das einfache Motiv so treiben, daß Alles aus ihm herauskommt was darin ist, und man glaubt oft gar nicht, wie ergiebig jedes Motiv ist und macht Anleihen bei neuen, während man schon genug besitzt. Bei der Häufung der Motive schadet eines dem andern, statt ihm zu nützen und es zu heben; es hindert und erdrückt eines das andere.

Der Monolog verfällt naturgemäß in die Redeweise des Du, denn mit sich sprechen heißt ja schon aus sich ein Ich und ein Du machen, Redenden und Angeredeten aus derselben Person, die Formulirung des Denkens in Worte und endlich das Ausprägen der Worte in laut hörbaren Klang, das setzt ein und dieselbe Persönlichkeit in zwei Thätigkeiten, in die des Redenden und Hörenden, und giebt schon die thatsächliche Duplicität.

Je mehr das Drama den Monolog aufs Aeußerste versparen und die Bewegung der Gegensätze schauen lassen kann, um so ergiebiger und durchgearbeiteter erscheint es. Der Monolog darf nicht als Nothbehelf aufgefaßt werden, er muß die Spitze des Zusammenschlusses der Gegensätze sein.

Drama und Plastik dulden nichts Mystisches, halb Gewolltes, Angedeutetes im Halbschatten, es muß Alles heraus in das volle Licht. Nicht umsonst sind sie auch die Hauptstämme der griechischen Kunst.

Die ganze Natur des Drama's zeigt ſich bis in die kleinſten Umſtände. Was in der Erzählung als unſichtbar wirkende Kraft geltend gemacht werden kann, muß im Drama ſchaubar ſein. Der Ofen iſt da ein gutes Beiſpiel. Wie behaglich läßt ſich die Wärme in der Stube vom geheizten Ofen ſchildern; will aber das Drama etwas davon geben, ſo braucht es offenes Heerdfeuer, hell flackernd, bewegt. Ein noch ſo breiter Kachelofen auf dem Theater wirkt und gilt nicht. Das offene Heerd- oder Kaminfeuer iſt eines der bezeichnendſten Symbole des Drama's. In allen Motiven, beſonders in den pſychiſchen, muß das offene Heerdfeuer erſcheinen.

Es giebt auch im Drama Perſonen, die gleichſam Zuſchauer ſind, nur allgemein menſchlich als vorhandene menſchliche Geſellſchaft ohne unmittelbare Mitthätigkeit und Mitleidenſchaft Theil nehmen; ſolche Perſonen dürfen auf Gipfelmomenten nicht mit ihrer Empfindung abſchließend, erkältend heraustreten, das gebührt nur den im Mittelpunkt Stehenden und hier liegt das poetiſche Geſetz der ſogenannten guten Abgänge, Scenen- und Aktſchlüſſe.

Aehnliches wie jene Empfindung, wo der Dichter aus der Fülle der Geſichte und Gebilde in's Leben zurückkehrt, erlebt der treu Aufnehmende, wenn er, durch ein Drama in eine andere Welt verſetzt, hinaustritt auf die Straße mit ihrem Alltagsgetriebe.

Der Humor neben der erſchütternden Handlung iſt nur nach derſelben anzuwenden, vorher ſtumpft er ab für die Situation und macht die Empfindung ſüßſäuerlich. Der betrunkene Thorwächter nach der That in Macbeth erſchüttert, aber erheitert, befreit zugleich. Die Erſchütterung, daß die Welt ſo vielfach, daß Einer nichts weiß von dem, was neben ihm geſchieht, kommt kaum zur Wirkung, eigentlich erheitert und erlöſt nur der Mann, er bringt Licht in die Seele, während wir in bänglicher Finſterniß uns fortgeriſſen und geplagt fühlen. Käme der trunkene Thorwart vor der That des Macbeth, er würde uns abſolut ſtören, ſeine Heiterkeit und die nachfolgende That wären abſolut widerlich.

Das Iſoliren des Empfindungsſtromes durch Humor muß bedachtſam an der rechten Stelle eingeſetzt werden.

Der Bau eines Dramas hat Aehnlichkeit mit einem ordnungsmäßigen Periodenbau. Komma, Semikolon und Punktum zeigen sich faktisch. Es muß zum Punktum fortgehen und man merkt es ganz deutlich, wenn das nicht ist, und Nebenfiguren sich als Zwischensätze einfügen.

In der Kunst des öffentlichen Vortrages giebt es auch eine eigene fast monologisirende Art, oder doch so, als ob der Sprecher nur zu einem Einzelnen rede. Er sitzt behaglich in seinem Lehnstuhl und der Zuhörer auch, es ist gegenseitiges Vertrauen und Vertraulichkeit, keinerlei hastige Spannung, keinerlei erweckliche Töne, kein sich einer größeren Persönlichkeit (die eine Versammlung ist) gegenüber Wissen.

Es ist gut und anmuthend, wenn solche Momente wo man in's Auge spricht, mitten in einem Vortrage sind; aber das Ganze so halten, verletzt das Gesetz der Perspective oder Perakustik, wie ich es nennen möchte. Es muß auch einen Glockenton vom hohen Thurm geben, der zu Sturm oder allgemeiner Andacht läutet und der nicht in die Stube, in das Gespräch oder die Mittheilung vom Einzelnen zum Einzelnen paßt.

Erst das ist ein richtiges Werk der Dichtung und besonders ein Drama, in dem die ganze Scala des Empfindungslebens angeschlagen ist. In den beiden Worten Furcht und Hoffnung sind die Endpunkte der Linie bezeichnet, innerhalb derselben liegt die Sympathie, der Abscheu, der Schreck, der Schauder, die Erschütterung und die Rührung und der Jubel, und je mehr sie sich in einer und derselben Person oder in den beiden Gegensätzen concentriren, um so schärfer ist die Durcharbeitung.

Mythus und Volksdichtung vorbereiten die Stoffe und hauen sie im Groben zu (wie das auch im Bildhauer-Atelier der gemeine Steinmetz kann); Felsen stehen dort oben auf duftumflossener Bergeshöhe und man sagt: Das ist ein Mann, eine Frau, ein Kind, ein Pferd u. s. w. Der Künstler, der Dichter kommt und bildet das Vorbereitete künstlerisch durch. Für den gemeinen Verstand, für das rohe Auge bleibt auch das künstlerisch Vollendete der roh zubehauene Block, sie sehen nur das darin in seinem allgemeinen Zuschnitt; das feine Auge, der gebildete Verstand sieht auch die Durchgliederung.

An der Odyssee läßt sich das höchste Gesetz der epischen Dichtung entwickeln und ableiten.

Der Held ist kein erst Werdender, sondern ein bereits Gewordener, er hat ein Leben und Thaten hinter sich und entwickelt sein Leben und seinen Charakter an neuen Ereignissen.

Ereignisse sind es vor Allem, in denen er sich erprobt, nicht selbstwillige Thaten. Er hat mit der ganzen Welt zu kämpfen, mit Natur-Elementen und den Menschen in der ganzen Breite des Weltdaseins, und im Hintergrunde ist ein wartendes in Spannung erhaltendes und erhaltenes Verhältniß: die Heimkehr und die Heimath.

Es ist ein festes und bestimmtes Ziel gegeben, aber der Weg dahin ist frei allen Wechselfällen ausgesetzt, ja die Möglichkeit der Heimkehr und die Fraglichkeit, ob eine wirkliche Heimath zu finden, noch immer offen.

Der Roman des Abenteuers ist hier der eigentliche Kernpunkt. (So Don Quixote, Wilhelm Meister, Gil Blas, Die Verlobten.)

Zur festen Volksgeschichte ist die Lokalisirung durchaus nothwendig. Der Leser braucht die Oertlichkeit nicht zu kennen, aber der Schaffende muß sich seine Erzählung mit all den Vorgängen da hinein denken, erst dadurch gewinnt Alles richtigen Halt und Stand. Die Heimathlosigkeit bringt eine Unbestimmtheit und Zaghaftigkeit in den Schaffenden wie in das Geschaffene. Für die Romantiker ist das gerade das Richtige, es soll sich das Gebilde nicht setzen, sondern in einer gewissen Schwebe bleiben, und wie Vagabunden und sonst excentrische Naturen die Lieblingshelden der Romantiker sind, so stimmt eben damit diese Heimathlosigkeit; sie geben Luftmalerei, sehr fein, sehr zart empfunden in den leisesten Schwingungen, aber wenn sie sich setzen, machen sie sich's bequem mit komponirten Landschaften und haben alle Requisite beliebig zur Hand, Höhlen und Wasserfälle, Waldberge und einsame Schlösser und Köhlerhütten u. s. w. was man nur eben will.

Volksthümlich, allgemein faßlich ist eigentlich nur das Unausgeführte in der künstlerischen Produktion, ich meine das kurz und bestimmt Angedeutete und nicht Ausgedeutete. Das Volk sieht und denkt nicht in die einzelne Verzweigung hinaus, der Gesammteindruck ist die Hauptsache.

Der Darſteller und Dichter von Volkszuſtänden, Volkscharakteren, Stimmungen des gemeinen Mannes muß ſich dieſen gegenüber verhalten wie ein Geſchworener, ohne ſubtile Diſtinctionen, auf den ganzen Sinn der Thatſachen gehend. Es iſt dem Gelehrten ſchwer, wieder einfacher Geſchworener zu werden, aber er muß es können, indem er das Weſentliche erfaßt. In der neuen pſychologiſchen Sprachforſchung zeigt ſich dies bereits.

Unbehauene Bäume fügen ſich nicht einmal zu einer rohen Blockhütte zuſammen. Um einen Stamm zum Bau zu verwenden, müſſen ihm die Zweige abgenommen und er ſelbſt noch hergerichtet werden. So geht es auch mit Verwendung eines Charakters in einem Kunſtwerke, nicht alle ſeine Beziehungen, die er im Leben hat, können zur Geltung und Wahrung kommen und bleiben. Der dramatiſche Dichter noch mehr als der erzählende baut nur mit Kernholz und muß alle Nebenſchoſſe abthun.

Worin beſteht eigentlich die Rührung? In dem Gegenſatz von Geſchick und ſittlicher Willenskraft. Es hat etwas getroffen, das die innerſte Lebenskraft nicht angreifen und nur zu ſchmerzlicher Klage bewegen kann; der Niedergeworfene ſteht in ſich aufrecht, die Kontraſte ſind konzentrirt, inmitten derſelben Perſönlichkeit, wir ſind mit ihr niedergeworfen und aufgerichtet, aus der verwundeten aber nicht in den Tod getroffenen Seele quillt die Thräne; wir erleben den Kampf des geiſtigen Organismus, der endlich in der Thräne ausbricht. Die Rührung iſt nicht möglich ohne den Heroismus der vor uns betroffenen Perſönlichkeit. Wir weinen nicht mit einem Schwächling, aber mit einer ſtarken Seele in ihrem Kampfe; den Widerſtand, der die ſtarke Seele macht, erleben wir mit und brechen endlich mit ihr in den Ausdruck des Wehes aus. Die Entſagung iſt am meiſten rührend, weil ſich in ihr das Heroiſche der Willenskraft derart kundgiebt, daß das äußerlich Nothwendige zum innerlich Freien ſich verwandelt und ſomit ſittlich überwunden wird.

Ein Schelm giebt mehr als er hat. Das ſind in der Literatur und Kunſt die falſchen Idealiſten.

Das Sentimentale wird am ſchnellſten abſtändig und iſt das Vergänglichſte in der Kunſt, weil es eine durchaus ſubjektive Gemüthsſtimmung iſt. Dieſes Subjektive kann einer Zeit angehören oder einem Individuum, und indem das Sentimentale ein wohlgefälliges ſich Aufputzen und übertriebenes Steigern der ſubjektiven Stimmung iſt, fällt es hiſtoriſch in ſich zuſammen und erſcheint bald wie eine abgelegte Tracht, wie eine überwundene Mode.

Ein Schweizer Bauer wird von einem Tyrannen gezwungen, den Apfel vom Kopfe ſeines Kindes herabzuſchießen. So lautet die Sage.

Was bildet ſich dem Dichter daraus? Er erkennt die Grundſtoffe als Charaktere und Verhältniſſe, aus deren Zuſammenwirken naturnothwendig dieſe Thatſache erfolgen muß. Er ſchafft aus dieſen Elementen das in ſich gefugte Kunſtgebilde. Der Vorgang iſt ähnlich dem Verfahren der Spectralanalyſe, die aus dem in die Ferne geſendeten Lichtſtrahl die Stoffe des brennenden Körpers herausfindet. Der Unterſchied iſt aber der, daß die Dichtkunſt ſofort mit der Analyſe die Syntheſe verbindet.

Die Reflexion ist das vielgescholtene und doch nothwendige Ingrediens der Poesie. Sie ist nicht nur nothwendiges Mittel zur Verkühlung des Affektes, sie ist der nothwendige Nachsatz der Empfindung, aber er muß behutsam behandelt werden. Die Reflexion muß von der Persönlichkeit durchdrungen sein, sonst wird sie äußerlich didaktisch und pedantisch zugleich.

Es giebt chronische und akute Leidenschaften. Spiel z. B. ist eine akute, Geiz eine chronische. Poetisch sind diese beiden Leidenschaften nicht tragfähig für die tragische Spitze, weil es individuell eximirte Leidenschaften sind. Tragisch können wir nur die aufnehmen, die allgemein menschlich sind, wo jeder Zuschauer sich sagen muß: Du kannst auch dazu kommen, wenn du da ständest.

Es giebt Naturausrufe, die den vollen Gemüthsinhalt in einfachen Worten, ja oft nur in einem einzigen ausdrücken. Als Benvenuto Cellini im dunkeln Gefängniß saß, betete er oft zu Gott, er möge ihn nur noch einmal die Sonne sehen lassen. Und als er endlich herauskam, rief er zum Himmel aufschauend: „O meine Sonne!“ In diesem „meine“ liegt Alles.

An ſich geſättigte poetiſche Stoffe mit thatſächlich ausgeprägter Peripetie und Gegenſätzlichkeit kommen nicht leicht zum dichteriſchen Austrag. So König Saul, Conradin, Agnes Bernauer. Wo ſich aber nur Punkte geben, da bewegt ſich die dichteriſche Schaffensluſt leicht und frei. Der Bildhauer formt aus weichem Thon, während man dort, wo bereits die Thatſache feſt gebaut hat, nur noch ciſeliren kann. Gewiß, in aller Kunſt iſt das Wie die Hauptſache, aber mit der Freigebung des Was wird das Wie erſt künſtleriſch.

Bei einem Kunſtwerke der Dichtung geht die Abwickelung raſch, ja faſt plötzlich, während die Aufwickelung langſam und ſtetig ging. Es iſt wie bei einem Ziehbrunnen: in langſamem Tempo legt ſich Ring um Ring um die Walze, und aufgewickelt zieht es ſchnell ab. Auch im Geiſtigen gilt das Geſetz der Schwere; je näher der Stein der Erde, um ſo ſchneller fällt er; ſo auch beſchleunigt ſich der Rhythmus durch die natürliche Anziehungskraft der ſich erfüllenden Geſchicke. Die Aufgabe der Kunſt aber iſt es, dem Wirken der bloßen Naturkraft durch Hemmungen den Charakter der freien Beherrſchung aufzuprägen, und dem Geiſt überhaupt ſelbſtändiger erſcheinen zu laſſen als er in Wirklichkeit iſt.

Die Bewegung der Gegensätze, der Contrast, worin das Wesen des Dramas sich aufthut, zeigt sich in gegenüberstehenden Persönlichkeiten, Gruppen, Strebungen, und je stricter und schärfer faßbar der Gegensatz, um so entschiedener; und zuletzt kulminirt der Kontrast in einer und derselben Persönlichkeit und zwei Seelen streiten mit einander, nicht in äußerlich schaubaren Gestalten, aber hörbar in einer und derselben und schaubar in ihrem Hin und Her.

Allerdings ist das Wie in der Kunst die Hauptsache, aber dieses Wie ist nicht das Kostüm im weitesten Sinne als Sphäre des Vorgangs je nach Lebensregion und geschichtlichem Colorit, das Wie in der Kunst ist die eigentliche Qualitas, die die feinste Stofflichkeit ist.

Eine Hauptprobe der künstlerischen Qualitas eines Werkes besteht darin, daß man sein Objekt von allem Zeitlichen, Kostümhaften ablöse, aller Gewandung und specialen Bedingung entkleide. Bleibt nach dieser Ablösung noch ein überall und zu allen Zeiten Menschliches, Giltiges, Anziehendes und Bewegendes auch nur als Moment oder Motiv übrig, so ist das rein Natur- und Kunstgemäße vorhanden.

Das Wunderbarſte bei aller Dichtung iſt die Kraft, mit der der Dichter dem Leſer die Zeit verändert, d. h. eigentlich die Zeit vertreibt in dem Sinne, daß er dem Jetzt eine ganz andere Zeit unterſchiebt. Es iſt Abends im Winter, der Dichter giebt dir einen hellen Sommertag. Nicht zum Bewußtſein kommen laſſen, welche Zeit jetzt iſt — nicht blos nach den gemeſſenen Stunden, ſondern überhaupt — das heißt die Zeit vertreiben im buchſtäblichen Sinne, das Leben von Tagen, Jahren in eine Stunde bannen, hinausverſetzen in jenes Reich des Denkens und Empfindens, wo es keine Zeit mehr giebt, das heißt die Zeit vertreiben in höherem Sinne.

Der dramatiſche Dichter beſonders hat dem Publikum gegenüber eine ideale Zeit; in dieſen Stunden von 6—9 haben ſich die Menſchen hinausbegeben aus ihrem Raum und ihrer Zeit, nun darf die gemeine Uhr nicht dort herüber tönen; und darum auch iſt es gleichgiltig, ob eine Handlung, eine Stimmung zu dieſer oder jener Jahres- und Tageszeit vor ſich geht, das Phyſiognomiſche im weitern Sinne, das auch hierin liegt, fällt auf der Bühne weg; die ganze Geſtaltung iſt von Bedeutung, nicht ihre phyſiognomiſche Beſonderheit und ſo auch die Phyſiognomie der Stunde nicht.

Auch die freie Phantaſie hat eine logiſche Linie, in der es noch Ueberraſchendes giebt. Die Romantik, die die Freiheit als Willkür faßt, iſt der vagabundirende Stromer, der nur Wanderburſch ſein, aber in keiner Werkſtatt ankommen will.

Die Einheit der Zeit, wie ſie die Alten im Drama hatten, muß bei uns in anderm Sinne gelten. Die Alten hatten keine Taſchenuhren, nicht jeder hatte ſeine iſolirte Controlle in ſich und bei ſich; und noch jetzt muß Jeder, der in's Theater tritt, gewiſſermaßen wie beim Tempeleintritt, ſeine Taſchenuhr ablegen und ſich nach einer allgemeinen Zeit richten und ihr hingeben.

Die Alten hatten den Gedanken von der kulturgebenden, alles Wilde bezwingenden Kraft der Muſik von der Erbauung Thebens bis zum Niederſteigen des Orpheus in die Hölle. Und jetzt! Das iſt das Entſetzliche an der zum Modeputz gewordenen öden Clavierklimperei, daß an Veredlung durch die Muſik dabei gar nicht mehr zu denken iſt.

Die Romantiker konnten eine Schule bilden, weil Objekt und Behandlungsweiſe der Kunſt nicht im eigentlichſten Sinne individuell war, es ging Alles aus einer Stimmung ähnlich einer Studentenverbindung hervor. Es gab einen Komment und mußte einen geben. Es waren viele tüchtige Kräfte da, aber keine beſtimmende, hervorragend herrſchende. Goethe konnte nicht Schule bilden im ſtrengen Sinne. Von einem Rieſen, heißt es, kann man nicht die Fechtkunſt lernen.

Der Begriff „ſchön“ wird nur uneigentlich auf die Wahrnehmungen des Geſchmack- und Geruchſinnes angewendet. Man könnte Geſchmack und Geruch als conſumtive Sinne bezeichnen im Gegenſatz zu denen des Geſichts und Gehörs, welche productiv ſind. Die Wahrnehmungen des Geſchmacks und Geruchs werden durch eine chemiſche Verwandlung des Objektes vermittelt, wobei die Stoffmenge ſich vermindert; Geſicht und Gehör dagegen werden nur durch phyſikaliſche Bewegungen erregt; daher giebt es für dieſe wohl eine Ermüdung aber keine Sättigung wie bei den conſumtiven Sinnen.

Die Plaſtik giebt die reine Form in materiellem Beſtande; die Malerei die Farbe in Licht und Schatten; die Muſik die freie Tonverbindung; die Dichtkunſt in der Lyrik die innere Empfindung, die epiſche Dichtung die Folgenreihe von Ereigniſſen und Entwicklungen durch Vermittlung der Anſchauung in der Phantaſie. Das Drama allein hat durch die Verbindung der verſchiedenen Künſte die Fähigkeit, mehrere Sinne zugleich künſtleriſch zu erregen.

An den bildenden Künſten kann es Helfende geben bei der Ausführung, ſeien es Schüler, ſeien es Genoſſen; der Dichter ſteht immer auf ſich allein, ſein Stoff iſt das Wort, deſſen Atmoſphäre der Athem.

An ein Kunſtwerk die Geſchichte eines Kunſtwerkes einfügen, in eine Erzählung die Geſchichte eines Novellendichters bringen, das iſt, wie wenn man einen Spiegel wieder mit Spiegelglas einrahmt; der Rahmen wirft falſche Lichter. Ein dunkles Holz oder auch ein Goldrahmen iſt die gerechte Einfaſſung; das begrenzt, hebt ab, giebt feſte Bilder.

Das unſichtbare Grundmotiv, das einem zu bildenden Kunſtwerke Halt giebt, gleicht der eiſernen Stange, um welche der Bildhauer das weiche, knetbare Material des Thons aufbaut.

Wenn die Griechen das Gaslicht gehabt hätten, welche wunderbare Leuchter hätten ſie dafür gebildet! Und wir?

Die auf öffentlichen Plätzen errichteten Statuen ſehen leider oft ſo aus, daß der betreffende Gefeierte in ſeiner ganzen Stellung und Haltung ſagt: Ich ſtehe Denkmal.

Wie in den Ornamenten an Gebäuden aus der Rococozeit die Bildhauer den Stein wie Butter behandeln und allerlei Schnörkel damit ausführen, ſo giebt es auch Schriftſteller, die den harten Stoff feſter Charaktere weichlich und kleinlich austifteln.

Der Marmor ist ein so idealer Stoff, daß er dem widerspricht, Bänder und Flitter, Knöpfe und Knopflöcher damit wieder zu geben.

Giebelhäuser haben dadurch etwas Anmuthiges, daß sie die Selbständigkeit der Häuser zeigen, während aneinander gebaute Häuserfronten das Regimentirte, Unfreie und Abhängige darstellen.

Es giebt auch in der Architektur hohle Phrasen, rhetorische Floskeln, solche sind unsere heutigen Balkons in Städten, wo sie dem Klima widersprechen.

Da sind große offene Kamine mit marmornen Mänteln in den Stuben angebracht, von Blech nachgeahmte Kohlen mit Gluthspitzen und Aschenbedeckungen liegen darin, aber Alles ist falsch. Da ist kein Rauchfang dahinter, man kann nicht einheizen, sich nicht erwärmen. Das ist die Baukunst für die blasirte Welt.

Ein Gemälde kann man ganz in das gleiche Licht rücken, in welchem es geſchaffen wurde, ein Werk der Dichtung nicht, die Faſſung des Lichtes muß darin ſein, die Stimmung, in der es geſchaffen wurde, muß Stimmung gebend den Leſer zwingen. Schließlich aber kann hier wie dort das Auge dem Beſchauer und Leſer nicht erſt eingeſetzt werden.

An dem Gemälde eines Meiſters, das eine große bewegte Handlung — und jede Bewegung iſt vom Tone begleitet — darſtellt, zeigt ſich am ſchärfſten die Ablöſung und Befreiung des Wirklichen zur ſchönheitsvollen Erfaſſung eines einzigen Sinnes. Und alles Volk ſah die Stimmen heißt es 2. Buch Moſes bei der Offenbarung auf Sinai. Von dem vollendeten Bilde eines Meiſters läßt ſich wiederholen: Man ſieht die Stimmen.

Es giebt gemalte Sonnenuntergänge, die man in Wirklichkeit nur blinzelnd ſehen könnte. Und das macht Effekt, bleibt aber ſtets widerſprechend und unſchön. Die franzöſiſchen Dichter thun Aehnliches. Sie malen Scenen und ſehr genau im Detail, wobei man die Augen erſchreckt zudrücken würde oder doch das Detail nicht ſehen könnte.

Es giebt Bilder, die so gemalt sind, daß sie erst in der Nachdunkelung des Farbenauftrages zu ihrer vollen und beabsichtigten Wirkung kommen, dagegen andere, die in einer Malweise gehalten sind, daß die Farben bei der Nachdunkelung verfließen und die Umrisse sich verwischen. Aehnlich geht es auch manchen Dichtern, zumal solchen, die die Farbe der Zeitstimmung vorherrschend betonen.

In Landschaftsmalereien, besonders in Licht- und Schatteneffecten, findet man oft so Frappantes, daß man ausrufen möchte: ach, das ist nicht wahr, nicht treu, ja fast nicht möglich! weil sich selten Jemand das Auge schärft und daran gewöhnt, die wunderbaren Mischungen und Metamorphosen zu beobachten. So auch in poetischen Erscheinungen rufen die Leute oft: das ist nicht wahr! während sie doch nur ein ungeschärftes Auge haben.

Soll aber der Maler und der Dichter immer nur das Allgemeine, Allen Kenntliche und Erklärbare und nicht nur einmal Dagewesenes, sein Gesetz in sich allein Tragendes darstellen dürfen? Das ist die moderne Romantik, und eben das ist die Klippe, daß man hier in's Gesetzlose, Maßlose und Unnatürliche ausarten kann.

Wo das gewöhnliche Auge nur eine einfache Farbe sieht, sieht das Künstlerauge noch Varietäten, und so löst der Dichter das eintönige „O“ und „Ach“ des seelischen Schmerzes in eine mannigfach gegliederte Skala von Leidempfindungen auf.

Es ist so gefährlich als schwer, Zeitereignisse dichterisch zu fassen, bevor diese an sich nachgedunkelt haben oder vielmehr in einer solchen Perspective erscheinen, daß sie dichterisch frei zu behandeln sind; denn wenn man — was doch der Dichter muß — eine lichte Gegenwart, eine Augenscheinlichkeit, eine Thatsächlichkeit frei gruppirt und wie nothwendig Fingirtes und Factisches in einander fügt, so muß einerseits das Thatsächliche als logische Nothwendigkeit und das Fingirte als scheinbare Thatsächlichkeit in Einklang gebracht werden.

Ein Landschaftsbild gewinnt in der künstlerischen Wiedergabe dadurch am meisten anmuthende Lebendigkeit, wenn wir gewissermaßen darin umherwandeln können, die Wege und Stege finden, sehen, wo es darüber hinausgeht und darin auf und ab.

Der triviale Genremaler malt eine Scene, ein zufälliges, einzelnes Zusammentreffen, der echte Genremaler malt eine Geschichte, den Hochpunkt eines Lebens in seiner Nothwendigkeit, so daß man vor- und rückwärts den Personen ihre Geschichte absieht.

Die Aquarellisten dürfen nicht in die Tragik greifen; es giebt Künstler, die nichts von jenen starken massigen Oelfarben auf der Palette haben.

Es giebt Maler, die, wie die mittelalterlichen Schriftsteller lateinisch schrieben, jetzt noch lateinisch malen.

Figurenbilder mit aufgeregter Action an der Wand werden langweilig, weil sie eine ganz bestimmte Empfindung erregen wollen. Landschaften sind wie die Natur selbst anregend ohne Bestimmtes zu verlangen.

Es hat seine besondere Schwierigkeit, wenn ein Künstler eine mehrfach erscheinende, nach Charakter und Alter sich entwickelnde und sich umgestaltende Figur zeichnen will. Der Beschauer verlangt vor Allem ein Wiedererkennen. Der zeichnende Künstler hilft sich damit, daß er die Figur bald von hinten, bald im Halbprofil zeigt, und unwillkürlich stellt sich dadurch jene Drehbewegung und allseitige Beschauung dar, die ein Gesetz der dichtenden wie der bildenden Kunst ist.

Auch in anderer Weise geht's dem bildenden Künstler wie dem Dichter. Der bildende Künstler hat in sich die Vorstellung einer Figur, hat auch Modelle, Studienköpfe ꝛc., er beginnt zu zeichnen, macht Linien, Umrisse, und diese Linien bedingen dann aus sich die Weiterführung und Ausgestaltung von selbst. Die Figur steht, und es war unmöglich, daß er vorher hätte genau sagen können, daß sie so und nicht anders wird. Jene Schwierigkeit des Wiedererkennens und eigentlichen Wiedergebens derselben Physiognomie der ganzen Gestalt ist beim Illustrator nur augenfälliger als beim Dichter.

Wie selten sind Charaktere so gehalten, daß man einen Ausspruch, eine Handlung, eine Empfindung sofort als die nur der bestimmten Person angehörigen erkennt.

Wunderbarer Eindruck, den solch ein Bild an der Wand auf Menschen mitten in Konflikten machen kann! Das steht dem leidenschaftlich Bewegten ruhig und bestimmt entgegen und zeigt eigentlich: Was willst du? Was soll das? Sieh her! Darum ist auch das ruhig in sich Bewegte das ewig in der Kunst Geltende und Wirkende; das leidenschaftlich Ausgreifende dagegen macht keinen ständigen Eindruck, diese ausgestreckten Arme, niedergeworfenen und einander überstürzenden Menschen, das sind Anschauungen aus geschichtlichen Begebenheiten heraus, in müßiger Ruhe zu betrachten und aufzunehmen; sie sind geschichtliche Begebenheiten, nicht das ewig Geschichtliche, das wieder so in sich still, fest, nothwendig ist wie die Natur, aber nicht mehr. Nur wenn Blick dem Blick begegnet, verstehen sie einander.

Wenn man eine Melodie im Kopfe hat und kann sie nicht herausbringen, da nützt alles Besinnen nichts, man muß warten, bis sie Einem plötzlich einfällt. Und es geschieht unversehens. Das gilt von gehörten Melodieen in der Erinnerung sicher, es gilt aber auch von selbstgeschaffenen oder sich in uns bildenden.

Poesie und Musik geben die Empfindungen über Lebensgröße. Das ist Kunst.

Eine Rede ist wie ein in sich abgeschlossenes, nach Höhe und Breite dem einheitlichen Sehwinkel erfaßbares Bild in festem Rahmen. Es giebt aber viele Reden, die Ausschnitte aus einer Reihe von Vorträgen sind oder sein könnten; sie sind friesartig gehalten und man könnte morgen auf dies oder jenes wieder zurückkommen, ja man müßte es; ein „Fortsetzung folgt“ ist dabei nöthig.

Es ist eine große Schwierigkeit, knappe epigrammatische Sätze in der Rede anzubringen. Der Hörer hat nicht Zeit sie zu kauen, wenn man so sagen darf. Es wird sofort ein anderes Gericht aufgetragen. Hier ist nun ein Hauptpunkt: eine wirkliche Rede soll nur Ein Gericht geben.

Was die Blume auf der Erde und für das Auge, das ist die Musik in der Luft und für das Ohr; das blüht und duftet, das klingt und tönt, ist nur schön, nur ein Wunder und trägt keine Frucht, die sich fassen läßt.

In der Muſik finde ich die techniſche Bedachtſamkeit am meiſten und faßlichſten ausgebildet, daß ein Thema in vielſeitigſter Weiſe durchgearbeitet iſt; da kommt es wieder neu mit neuen Tonverbindungen aus Hinderniſſen und Gegenſätzen heraus, ſie bewältigend, ſie zu eigen machend und das ganze Tongebiet auf das Eine ſammelnd.

Mozart iſt wie die Natur, ohne Spannung für einen Effekt. In ſeinen Melodieen iſt etwas wie nie abſtändig werdender Wein oder auch wie das ewige heilige Waſſer; viele Andere ſchmecken mir wie Punſch, erhitzend aber auch bald welk, beſonders die Modernen. Sie ſind mir immer wie Parfüm im Gegenſatze zum Blumengeruch.

Ich habe mich verleiten laſſen, eines von den frivolen Machwerken Offenbachs zu hören, und tagelang ging mir ein elender Refrain nach, beim Erwachen war er da und heftete ſich an mich. Er haftete wie ein Geruch. Was wird aus Menſchen, die Solches oft und oft hören?

Es giebt muſikaliſch hohe Töne, auf welchen ſich kein Wort mehr deutlich artikuliren läßt.

In Poſſendramen ſagt ein Männchen oder ein Weibchen das Wort „Zufriedenheit," „Hoffnung" und dergleichen. Sofort ſtimmt das Orcheſter an, und der Fleiſcher, der Friſeur oder die Zimmervermietherin ſingt ein Lied mit einem Kehrreim, und ſodann ſetzt die ſingende Zimmervermietherin ihre unterbrochene Arbeit wieder fort.

Es giebt auch Erzählungen mit Couplets, da wird die Gelegenheit wahrgenommen, um ein gar nichts in Bewegung ſetzendes Motiv einzuſchalten, und das nennt man dann oft „ſchöne Stellen."

Einen ganzen Abend ein Ballet ſehen, Decorationen, Menſchengruppen und Muſik — kein Laut aus der Menſchenkehle, es iſt als ob ein Theil der Seelenthätigkeit unterbunden wäre, man kommt ſich ſelber ſtumm vor. Dieſer ſogenannte Kunſtgenuß iſt eine Anregung, wie ſie dier Corruption liebt. Dieſes Ablöſen einer Kunſt zu einer ihr nicht gebührenden Selbſtändigkeit iſt im eigentlichen Wortſinn Corruption.

Programm-Musik! Wenn ich so lese: hierbei hat man diese und diese Gedanken und Bilder sich vorzustellen, ich sehe dann da nichts als Balletmusik zu Schattenbildern.

Auf dem Dorfe giebt es nur Straßen, keine Spaziergänge. Schön ist's, die Straßen, die zu Arbeitszielen führen, mit Bäumen zu bepflanzen, aber Nützlichkeit, Ziel und Zweck ist doch die Hauptsache.

Ich möchte die Kunst überhaupt und die Tendenzkunst damit vergleichen. Die reine Kunst ist ein Park zum Lustwandeln, nur schönes Gedeihen der Natur.

Es giebt auch Schleichwege zum Parnaß und es sind sonst wohl zu betretende. Es sind die Wege der Moral, des Patriotismus u. s. w., aber die sich auf solchen Wegen auf die Höhe der Kunst geschlichen haben, können sich als ungebetene Gäste nicht droben halten. Der Patriotismus als Kernpunkt einer Dichtung muß derart ins allgemein Menschliche gehoben sein, daß er auch von anderen Völkern nachempfunden werden kann. (So in Tell, Jungfrau von Orleans uud Egmont.)

An den kleinen Kaufläden kleiner Städtchen hängen rothe Sacktücher, bunte Kattune; solche Muster macht kein geschmackvoller Fabrikant, sie sind aber populär beliebt. Auch in der Literatur geht es so. Eine gewisse Grellheit und Plattheit ist populär.

Die neumodische Art, die Berufsthätigkeit in den poetischen Produktionen zum Wesentlichen zu machen, ist falsch und darum vergänglich. Poetisch ist nur, was der Mensch als Mensch erlebt. Der Beruf darf physiognomische Besonderheiten geben, der Accent darf aber nicht darauf liegen, sonst geht den Schneider nichts an was der Schuster erlebt. Wenn man ehemals von Helden des Romans blos sagte: er ist Baron, Legationssekretär am Hofe von Thule, so war das eben so falsch, das gab Schemen und Schablonen, aber das andere Extrem ist eben auch Extrem.

Wen die Personen, ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Genesis weit mehr interessiren als auffallende Lebensschicksale, scharfe Wendungen, der ist kein Dramatiker.

Manchen Humoriſten dient der Humor nur dazu, den eigentlichen Mangel an rein poetiſchem Schwung und rein poetiſcher Andacht zu verdecken und andererſeits Dinge und Themas uud Perſonen, die ſonſt unerträglich wären, wie Pudel über den Stock ſpringen zu laſſen. Man verſetzt durch den Humor ſich und den Leſer in eine ſouveräne Poſition und aus dieſer ſieht ſich das tolle und eigentlich in ſich nichtige Treiben gar vergnüglich und poſſirlich an. Der Leſer iſt dankbar, weil er ſelber immer Schnippchen ſchlagen kann, das Mitleid — die tiefſte poetiſche Wirkung an ſich — iſt hier immer vornehmes Mitleid über den armen Schelm, den beſchränkten Schwachen. Um ſich vor ſich zu retten, greift der blaſirte Humor-Schreiber darum gern zu Tendenzen, die außerhalb der Poeſie und ihres Reiches liegen.

— —

Die Furcht vor Trivialität in der Kunſt führt leicht zur Aufnahme des Ungeheuerlichen, Abnormen. Alles Einfache ſcheint ſchon behandelt, und doch liegt alle echte und dauernde Kunſtproduktion nur darin, es wieder neu aufzunehmen.

— —

Schlechte Schriftsteller, Modegecken suchen zu gefallen, gute suchen das Schöne darzustellen. In der Kunst vor Allem gilt: Trachtet nach der Schönheit und alles Andere wird euch werden.

Es ist frivol, tragische Motive einsetzen und sie dann dem Publikum zu Gefallen umbiegen und ausgleichen. Erste und letzte Pflicht des Dichters ist Folgerichtigkeit und Gerechtigkeit, und diese muß geübt werden ohne Ansehen der Person, d. h. auch ohne nach der Sympathie zu fragen, welche den Personen der Dichtung vom Leser gewidmet wird, und ein Gnadengesuch für dieselben begründen möchte.

In der modernen Dichtung, in der vielfach das Weibliche vorherrscht, ist auch die Naivität wesentlich in die weiblichen Figuren verlegt und doch verträgt sich Naivität mit fester Männlichkeit; sie ist eine elementare Kraft der Bethätigung und ein Attribut des eigentlich Heldenhaften. Dichter wie Kleist und Otto Ludwig, die die Manneswelt wieder in den Vordergrund der Dichtung stellen, haben auch ihren Heldengestalten das nöthige Maß von Naivität gegeben.

Es iſt falſch und affektirt, eine Dichtung aus früherer Zeit in der Sprache dieſer Zeit vortragen zu wollen. Das iſt, als wollte ein Maler, der ein Bild aus der Geſchichte malt, die Figuren in der Technik der damaligen Zeit halten und nicht in der fortgeſchrittenen unſerer Tage.

Läßt ja der Dichter die Menſchen nicht in ihrer Landesſprache, ſondern in ſeiner eigenen reden. Hamlet ſpricht nicht däniſch und Don Carlos nicht ſpaniſch.

Das Volk ißt ſaures Brod, trinkt Fuſel und verdorbenes Getränk, Alles für gut; literariſch nimmt das Volk der ſogenannten Gebildeten das Gleiche hin. Man könnte ſich oft geärgert fühlen, für dieſe Maſſe anſtändige und ſauber bemeſſene Arbeit zu thun, aber man thut ſie ja eigentlich nicht für ſie, und was in ſich die Befriedigung hat, befriedigt länger.

Die Metamorphoſe der Pflanze iſt ähnlich auch im Dichtwerk. Auch die Blätter ſind Blüthen. Die Senſationsdichtung, die ſich nicht bei Begründung der Efficienten aufhalten will, ſondern Effect auf Effect häuft, zerſtört die Blattbildung und will Alles in Blüthe verwandeln.

Unſerm deutſchen Leben fehlt es an einem Kontingent von typiſchen Geſtalten und wird ihm ſo lange fehlen, bis wir einen hiſtoriſch gewordenen politiſch-nationalen Mittelpunkt haben, von dem aus das deutſche Leben überall verſtanden wird. Daher die ſchablonirte ſich ſelbſt kopirende Erzählungsliteratur:

Der unbeſoldete Aſſeſſor, d. h. der Studirte und zur Zwiſchenſtation zwiſchen Student und auskömmlichem Gehalt auf die Warte Geſtellte iſt ein Typus, biegſam in ſeiner Halbfertigkeit zu allen Motiven,

der adelige Huſaren-Lieutenant, der ſeine ganze Muße zu Abenteuern verbrauchen kann,

der alte Geheimrath mit goldener Doſe und tombacknen Lehren.

die gebildete Beamtentochter mit eben ſoviel ſchwärmeriſcher Lyrik als praktiſchem Verlangen, unter die Haube zu kommen;

das ſtolze adlige Fräulein,

die tugendhafte Nähterin, die verfolgte Unſchuld, die nothwendig Waiſe ſein muß.

die unglückliche Erzieherin.

der komiſch eckige Schulmeiſter,

die treue Haut von einem Bedienten aus dem Geſchlechte von Leſſing's Juſt,

jetzt in neueſter Zeit der Faſcinateur mit brennenden Augen, der ſchon ſieben Weiber unglücklich gemacht hat, und dem Jede ſich zu ergeben wünſcht (iſt am liebſten Maler oder Muſiker),

das immenſe Herz oder unausgefüllte Weib als Gräfin oder Künſtlerin, iſt auch beſonders beliebt als Wittwe.

Das ſind ſo beiläufig die Typen, aus denen ſo oder ſo coſtümirt die Romane zuſammengeſetzt werden.

Ich habe noch nie gefunden, daß ein allzeit fertiger Citirmichel eigene Gedanken aus produktiver Seele habe.

Der Schmied, der das glühende Eiſen hämmert, ſchlägt dabei auch manchmal, nur zur Abwechslung, zur Bildung von anderen Tönen auf den hellklingenden Ambos; das giebt neue Luſt zur Arbeit, nicht immer die dumpfen Schläge auf das Eiſen zu führen, ſondern ſich auch mit dem Handwerkszeuge Muſik zu machen. Man könnte die erheiternde Kunſt inmitten der blos auf's Nützliche abzielenden großen Arbeit der Menſchheit als dieſen hell klingenden Schlag auf den Ambos betrachten.

Worin liegt das allgemein und tief Fortwirkende von Defoës „Robinson Crusoe“? Odysseus hatte helfende Götter, der moderne Mensch muß Alles aus sich finden. Robinson ist der wachsende Mensch, Odysseus der fertige, sich bewährende. Die moderne Dichtung, die in der Atmosphäre der Naturforschung steht, hat ihre neue Aufgabe in der Darstellung der Entwicklungsvorgänge.

Bei allem Respekt, den man vor der vielseitigen Bildung und Geistesfreiheit Varnhagen's aus seinen Tagebüchern vor ihm haben muß, ist es doch eigentlich typisch, daß Varnhagen, so oft er in's Theater geht, immer den letzten Akt sich schenkt; er salvirt sich vor jeder zu großen Emotion, bleibt immer nur kühl ästhetisch betheiligt, macht sich je nach Laune davon, mit Einem Wort engagirt sich nie so, daß er compromittirt werden könnte. Er sieht sich das Theaterstück wie das Stück Weltgeschichte immer von seinem Logenplatze auf Numero Sicher an, er geht nach Lust und Laune davon und läßt die dort weiterspielen.

Der Künſtler, vor Allem der Dichter, muß ſich darauf verlaſſen und verlaſſen können, daß in der gegebenen Situation die entſprechende Melodie ſich einfindet; die Structur des Ganzen kann und ſoll vorausgehen, jede vorher geſetzte Ausmalung, Ausempfindung, Melodienbildung nimmt ſich ſonſt wie eingeſetzt aus.

Jeder originale Menſch hat einen eigenen Dialekt des Denkens und Empfindens, der ſich nicht in die gebräuchliche Geſellſchaftsſprache überſetzen läßt. Je flacher die Welt der Geſellſchaft deſto mehr wird die Geſellſchaftsſprache die Dinge erſchöpfen und jede Abweichung als blos ſtyliſtiſche Affectation erſcheinen.

Ein Philoſoph iſt leichter und mit minderer Schädigung in einen anderen Ort verpflanzt als ein Dichter. Der Philoſoph hat es mit den allgemeinen Geſetzen des Lebens zu thun, der Dichter zunächſt mit deſſen beſonderen Erſcheinungen.

Der kundgegebene Beifall der Zuhörer, Zuſchauer am Schluſſe einer künſtleriſchen Produktion iſt eine gewiſſe Nothwendigkeit für den Producirenden, er führt ihn wieder in's Leben zurück, während er ſich ganz aufgelöſt in einen Empfindungsausdruck verlor, für den er ſich momentan erhitzte. Der Beifall führt gewiſſermaßen wieder von der erhöhten Bühne hinab zu den freundlichen Lebensgenoſſen im Parterre. Man findet ſich wieder als mitlebender Menſch in's gewohnte Daſein zurückgekehrt.

Der Beobachter des Natur- und Menſchenlebens in wiſſenſchaftlichem und künſtleriſchem Intereſſe verdient den Dank der Menſchen, weil es keine ſichtbarere Erſcheinung der Selbſtloſigkeit giebt. Es gilt hier, nichts von ſich zu wiſſen, ſondern ganz den Bewegungen des Objektes zu folgen und nur ſo weit Selbſtbewußtſein behalten, daß dieſe Thätigkeit zu einem beſtimmten Zwecke vor ſich gehe und die Erſcheinungen zu fixiren ſeien. Jener Starrblick des Kindes, das eine Spalte in der Diele, den Schaum am Zaum eines Pferdes unverrückt betrachtet und nicht von ſich weiß, iſt in Wiſſenſchaft und Kunſt zum Bewußten, Zweckvollen geworden.

Schriftſteller und Gelehrte erſcheinen in Geſellſchaft leicht eitel, weil ſie, wenn ſie überhaupt ſprechen, nicht anders als eingehend oder angeregt ſprechen können, und ſo der anders geartete Zuhörer leicht den Eindruck erhält, das geſchehe nur, um Wiſſen und Denken auszulegen. Andere Künſtler, andere Berufsarten bringen ihre eigentliche Thätigkeit nicht mit in Geſellſchaft, ſie aber haben das Wort, den Gedanken zum Objekt ihres Berufes und kommen leicht dazu, dieſen in Geſellſchaft fortzuſetzen, ihr Inſtrument zu ſpielen und oft nur Probe zu ſpielen, und weil ſie aus einem Hintergrunde einſamen Denkens herausſprechen, müſſen ſie weiter ausholen, motiviren und beſſer gehört ſein.

Wie viel mal wird ſo ein Sims, eine Steinſchwelle hin- und hergelegt, geworfen, getragen und geſchoben, bis ſie an dem rechten Orte ruht. Es iſt, wie wenn das, was für lange Zeit dauern ſoll, auch viel Zeit zu ſeiner Einfügung brauchte.

Die Hauptkraft des Witzboldes beſteht in der Nichtachtung der gegebenen logiſchen und ethiſchen Feſtſtellungen und Geſichtspunkte, er ſtellt Alles auf den Kopf, es imponirt ihm nichts, es giebt für ihn nichts Poſitives, er ſieht Alles im Gegenſatz, würfelt mit Allem zu momentanem Gebrauch, Alles iſt nur momentan und — der Witzbold ſelbſt wird am leichteſten auch nur momentan; die Nichtachtung, die er der Welt gegenüber behauptete, wendet ſich gegen ihn, er iſt entſetzlich leicht abgethan.

Mit einem Witzbold eine logiſch ſich fortſetzende Beſprechung führen wollen, iſt als wollte man mit einem Affen ſchrittmäßig wandeln. Unverſehens hockt er auf einem Fenſterſims, auf einem Baum.

Man nimmt es Niemandem übel, der in Trauer ein Glas Wein trinkt, aber Muſik hören oder machen, das verargt man ihm, weil eben den Meiſten die Kunſt nur gemeiner Zeitvertreib iſt.

Es giebt keine Geſchichtſchreibung, die eigentlich das volle Leben wiedergiebt, Alles iſt nur ſteifer Niederſchlag, Verhärtung, Tonloſigkeit. Hier tritt die Dichtung nothwendig ein, die den Ton vor Gericht ſtellt, das Vergänglichſte, Unfaßbarſte. Das volle tönende Leben läßt ſich nicht in der Geſchichte ſchreiben, wie ſich keine geſprochene Sprache in ihrer Tonbewegung durch Zeichen fixiren läßt, wie es keine geſchriebenen Vokale für den Dialekt giebt.

Die Geſchichte iſt vielfach nur der ausgebälgte Vogel, der einſtmals frei ſchwebte, da iſt Gefieder, wohl auch Gerippe, aber das freie Schwingen und Schweben in der Luft und vor Allem der Sang fehlt.

Wie es ein Waldweh, eine Sehnſucht nach ſtillem Wandern und Lagern im Walde giebt, giebt es auch ein Stadtweh, ganz abſtrakt, nicht nach beſonderen Menſchen, ſondern nach dem Gefühl einer großen Gemeinſamkeit; hier ſind die Stätten gebildeten Lebens, Genießens, Schaffens.

Das Kunſtleben iſt unſere zweite Natur, und auch nach dieſer giebt's eine Sehnſucht, die nicht minder berechtigt iſt.

An das ausgebreitete Netz einer Spinne flog eine Blüthe vom Baum. Die Spinne rümpft die Naſe, nimmt ſie zwiſchen die Vorderfüße. Was ſoll ihr die Blüthe!

Vom höhern Leben.

Natur und Geſchichte ſind Vater und Mutter jeder Menſchenſeele. Je ſtärker nun die Natur iſt, je weniger ſie ſich von den geſchichtlich gegebenen Stoffen bewältigen läßt, vielmehr dieſelben ordnet, umſchafft, neu bildet, um ſo mehr Genie iſt der neue Menſch.

Das, was Goethe als Weltliteratur heiſchte, hat mit der Einſchränkung, daß ein literariſches Kunſtwerk in den Gemüthsbereich einer andern Nation frei importirt werden könne, ſeine volle Berechtigung. Man muß nur ſcheiden zwiſchen dem Begriff des Kosmopolitiſchen und des Humaniſtiſchen. Das nationale Gepräge eines Kunſtwerkes iſt kein Hinderniß ſeiner allgemeinen Aufnahme, wenn nur unter dem Zeitlichen und Oertlichen ſo viel allgemein Menſchliches iſt, daß es Jedermann und jederzeit anmuthet.

Giebt es eine ewige Wahrheit? Ja, eine ewige Schönheit? Ja.

Aber ihre Faſſung mehrt und ändert ſich. Die nachfolgenden Geſchlechter ſind nicht zum bloßen Aufnehmen des Gegebenen verdammt.

Die Eigenthümlichkeit und allgemeine Bedeutung deſſen, was eine Nation oder ein Volksſtamm producirt und leiſtet, läßt ſich auch oft danach bemeſſen, was fremde Völkerſchaften davon importiren und ſich zu eigen machen oder Ausgewanderte beſonders bewahren.

Die Bibel in ihrem großartig poetiſchen Gehalte wird oft wegen der Ausleger gar nicht mehr in ihrer Erhabenheit und Einfalt erfaßt, ja von Manchen widerwillig betrachtet, wie man oft ein Volk unbillig beurtheilt, weil ſeine Regierung ſeit langer Zeit ſchlecht, wie man ein mißleitetes, verdorbenes Kind nicht leiden mag, das doch nur ſeine Erzieher verdorben haben.

Wir ſehen die griechiſchen Göttergeſtalten jetzt in ihrer rein künſtleriſchen Schönheit, ſie ſind uns nicht mehr Götter. So wird einſt die dichteriſche Schönheit der Bibel voll geſehen werden, wenn ſie nicht mehr Untergrund für Dogmen und Predigten ſein wird.

Religiöſe Erkenntniß, Schönheit, logiſche Vernunft, — dafür haben die drei Völker der alten Welt Weitwirkendes gegeben; die Juden die Bibel, die Griechen den Homer und die olympiſchen Göttergeſtalten und die Römer das corpus juris. Von den Völkern, die noch geſchichtlich fortwirkend beſtehen, läßt ſich ein gleich Feſtes nicht bezeichnen.

Was die Italiener des 15. Jahrhunderts durch Wiedererweckung der Schönheit, die Deutſchen durch die Reformation, die Franzoſen durch Feſtſtellung der Menſchenrechte in der Revolution leiſteten, erſcheint nur als Befreiung von äſthetiſcher, kirchlicher und politiſcher Corruption. Das eigentlich urſprünglich Poſitive, was die modernen Völker in Philoſophie, Naturwiſſenſchaft und Dichtkunſt zur Mehrung des menſchlichen Beſitzſtandes hervorgebracht, iſt noch flüſſig in vielfältigen Einzelerſcheinungen und hat ſich noch nicht zu einem zuſammenſchließenden feſten Gebilde kryſtalliſirt.

Griechen und Juden gingen als ſtaatliches Gemeinweſen zu Grunde und wurden dann die wirkungsvollſten Bildner der Allgemeinheit.

Nur die Völker, die Entdeckungen machen, haben eine Zukunft der Cultur.

In allen Gebieten menſchlichen Seins und Wirkens macht ſich bald eine Tradition breit; was ehedem Ausdruck des Zeitbewußtſeins war, wird geerbt. So die Tradition als Dogma in der Kirche, der pathetiſche Ton im Theater, die Manier in allen Kunſtgebieten, die ſich nicht blos auf die Behandlung des Stoffes erſtreckt. Und doch iſt die Tradition nothwendig, wir müſſen die Hinterlaſſenſchaft der Vergangenheit antreten; aber die meiſten Menſchen ſind Erben der Vergangenheit, wie der Kornſpeicher Erbe des Ackerfeldes iſt.

Die Seelen Friedrichs II. und Leſſings, Schillers, Goethes und Kants ſind Subſtanz des deutſchen Volksgeiſtes geworden, — nicht faßbar im Einzelnen.

Ein Volk, das die großen Männer ſeiner Geſchichte nicht hochhält, iſt wie ein Menſch, der ſeine Eltern verleugnet.

—

Nicht das Geiſtreiche, nur das Weiſe erbt ſich fort von Mund zu Mund als heilige Tradition.

Das erwachſene Thier kennt ſeine Eltern nicht. Das Thier hat keine Geſchichte. Der Menſch, der von ſeinen Eltern weiß, ſteht in der Kette der großen Vergangenheit der Menſchheit.

Es erbt ſich eine ewig unbezahlte Schuld fort von Kind zu Kind. Kein Kind kann den Eltern ihre Sorgen und Mühen entgelten — die freilich ihren Freudenlohn in ſich haben —, und ſo geht das von Geſchlecht zu Geſchlecht, und das ewig Ungetilgte macht Alles zur Einheit.

Du verſtehſt den Weltzuſammenhang, aber nicht das Einzelleben, die Nothwendigkeit ſeiner Schickſale. Die Naturforſchung kann den Lauf eines Sternes auf Jahrtauſende hinaus berechnen, aber nicht den Gang eines Menſchenlebens.

In der Natur giebt es kein Gut und Böſe. Jedes Naturweſen thut, was es kann, und das iſt nichts Böſes. Den Menſchen beſtimmt aber nicht nur ſein Können, ſondern auch ſein bewußtes Wollen und Sollen. Er kann aus eigenem Antrieb oder nach gegebenem Geſetz Dinge unterlaſſen, die er thun könnte, und hiermit beginnt das menſchlich-ſittliche Leben.

In der moraliſchen Welt iſt das Dogma der Gnadenwahl faktiſch da. Es kann keine Erziehungskunſt Güte in die Seele pflanzen, ſo wenig man phyſiſch einen Glanz der Milde in's Auge bringen kann, der nicht da iſt. Wohlwollen iſt eine Natur-Tugend.

Der Vogel in der freien Natur ſingt keinen Mißton, ſein Geſang iſt nur ihm ſelbſt genehm und gemeſſen; er ſingt für ſich, unbekümmert um Andere um ihn her, und kennt auch keinen Mißton von außen. Sobald das Harmoniſiren mit ſich und Anderen beginnt, entſteht auch nothwendig die Diſſonanz. Der Menſch, der ſein Denken und Empfinden ſo hinaustönen ließe wie der Vogel, hätte keinen Mißton in ſich und mit Anderen; indem er zurückhält, indem er hört und mit ſich vereinbart, entſteht der Mißton mit ſich und Anderen.

Der Menſch allein bewirkt und thut etwas, ſtatt blos Nahrung zu ſuchen, und er muß es für Andere thun; das bildet den Zuſammenhang der Welt. Wann denkt er an den aus der Arbeit ſich ergebenden Lohn? Ich glaube, inmitten der Arbeit Niemand, ſelbſt der Holzhauer nicht; da will die Sache gethan ſein. Ob aber vor- oder nachher, Motiv oder Reſultat, das bildet den Unterſchied der Menſchen.

Unbefriedigtheit iſt die Quelle vieler Leiden, aber auch die alles Fortſchrittes im Leben des Einzelnen und der Völker.

Dieſelbe Arbeit wiederholen und immer wieder — das erſt iſt Arbeit; alles Andere iſt Luſt, Liebhaberei. Die Natur wiederholt ſich im Geſetz, der Menſch in der Pflicht.

Nicht im Auszeichnenden liegt die Würde eines Berufs, ſondern in der Bewährung des rein Menſchlichen, die in jedem Beruf möglich iſt.

Wer um einer Idee willen ſeine Kraft in Bewegung ſetzt, tritt in die Region des Genies, ſo klein und unſcheinbar auch ſein Berufskreis ſei.

Wird die Philoſophie Sittengeſetze bringen können, die ſich auf zwei Tafeln in Stein ſchreiben laſſen, wie die zehn Gebote? — Die Bildung kann ihrem Weſen nach nicht dogmatiſch werden.

Man hält es für einen kleinen Schritt, aber es ist ein großer, durch den man zum ersten Mal zu der Einsicht gelangt, daß es wirklich dumme Menschen giebt, denen ein Verständniß nicht zu öffnen, eine nachhaltige Maßnahme nicht beizubringen ist.

Aus dem Unglauben an die Dummheit ärgert man sich oft über dieselbe, und warum? Weil uns die Wahrnehmung derselben dann stets überrascht. Man hatte das Haften einer Erkenntniß, eine Folgerichtigkeit erwartet und ist getäuscht.

Dumm kann nur der Mensch sein; das Thier ist nicht dumm, es lebt in der Stetigkeit und innerhalb der Grenzen seiner Naturbestimmung. Thiere mit Gewöhnungen, Abrichtungen, die über ihre angeborenen Funktionen hinausgehen, können uns auch als dumm ärgern, weil sie zeitweise unseren Uebertragungen nicht entsprechen.

Ein großer Irrthum der Pädagogen ist, aus einem einzelnen Fehler sofort eine allgemeine Lehre zu machen. Das hebt die Erkenntniß des einzelnen bestimmten Fehlers auf.

Es iſt ein wunderbarer Schritt der geiſtigen Entwickelung, wenn ein Kind an ſeinem eigenen Körper rechts und links unterſcheiden und bezeichnen lernt, es prägt ſich eine reine und nicht blos ſachlich zu begreifende Unterſcheidungsform von großer Bedeutung ein; denn ſobald man das denkende Subjekt wegnimmt, giebt es kein Rechts und Links.

Iſt es gut, daß ein Kind ſchon in früher Jugendzeit an einer einzelnen Perſönlichkeit lerne und erfahre, daß nicht alle Menſchen vertrauens- und liebenswerth ſind? Es mag nützlich ſein, um gegen die nicht ausbleibende Unbill des Lebens zu ſtählen, um zu lehren, daß nicht alle Menſchen in gleicher Weiſe zu behandeln und in Liebe zu umfaſſen ſind, aber das Paradies des Daſeins iſt dadurch zerſtört.

Eine fremde Sprache lernen und gut ſprechen giebt der Seele eine innere Toleranz; man erkennt, daß alles innerſte Leben ſich auch noch anders faſſen und darſtellen laſſe, man lernt fremdes Leben achten.

Wie fruchtbar wirkt es auf ein Kind, wenn es in natürlicher Wißbegierde etwas fragt, und man ihm darauf antworten kann; das geht ein, wirkt tief nach. Der Hauptfehler unſeres Schullebens beſteht darin, daß man zu eſſen bekommt, wenn man gar nicht hungrig iſt, da ſchmeckt's nicht recht und gedeiht noch viel weniger. Die Hauptkunſt der Pädagogik beſtände in Hungrigmachen nach dieſer und jener Erkenntniß.

Hier ließe ſich auch der Spruch anwenden: Laſſet die Kindlein zu mir kommen. Das Kommen, von ſelbſt Wollen, iſt das Fruchtbare, nicht das Drängen, Antreiben und Führen.

Die ſchwierigſte Aufgabe des Erziehers beſteht darin, daß jedes träumeriſche Selbſtvergeſſen, jedes abgeſchiedene in ſich leben und nun gar alles mit ſich ſelbſt zu thun haben in ihm überwunden ſein muß. Fortdauernd auf dem Anſtand ſtehen, wobei man natürlich auch manches Wild laufen laſſen muß, weil es nicht jagdbar, oder überhaupt nicht des Schuſſes werth; das eigene Leben immer nur oberflächlich behandeln und ſtets oder doch weſentlich ein fremdes im Auge haben, dazu gehört eine in ſich fertige, geſchloſſene und in Liebe opferfreudige Natur.

Das Schwierigste in der Erziehung der Mädchen liegt darin, daß sie zur Individualität erzogen und doch wieder so gehalten werden sollen, um großentheils in eine fremde Individualität aufzugehen; sie müssen sogar ihren Familiennamen aufgeben und sich drein finden, anders gerufen zu werden.

Macht Bildung die Menschen glücklicher? Gewiß, wenn sie in Kenntnissen besteht, die zu Charakter, Gemüth, Wille und Einsicht geworden. Benimmt sie nur die Unwissenheit, so wird sie zum Verderb. Ein Mann aus dem Volke, der das, was er weiß, wirklich begreift und mit dem Ganzen seines Seins und Handelns in Einklang zu bringen vermag, ist gebildeter als ein bloßer Vielwisser.

Das höchste Resultat der Erziehung ist der Gleichmuth.

Liebe deinen Nächsten! Wenn du keinen Nächsten mehr zum Lieben hast, ist dein Leben todt.

Alle gebende Liebe iſt unerſchöpflicher, alle empfangende leichter erſättigt, alle produktive Kraft überſchüſſiger als das Produkt. Das iſt's, was die Myſtik des Sohar mit dem Gleichniß bezeichnet: „Das Kalb ſaugt immer weniger als die Kuh geſaugt ſein will."

Der theilnehmenden, mitempfindenden Seele wird es ſchwer, die Grenzlinie inne zu halten, wo die verdrußbringende Einmiſchung in die Sache Anderer beginnt. Heller Kopf und warmes Herz wollen ſich ſelten zuſammenfinden.

Nur wer gegen Ungekannte wohlwollend iſt, iſt in der That wohlwollend.

Mit einem braven Mann, der Unrecht gethan hat, habe ich tiefes Mitleid.

Ich glaube, das iſt ein Ton aus jenem großen Urwort: „Liebet eure Feinde".

Alle Liebe der Menſchen muß erworben, erobert und verdient, über Hinderniſſe hinweg erhalten werden; die Mutterliebe allein hat man immer unerworben und unverdient.

Hingebung — Wegwerfung. Wenn du in der Freundſchaft dich zu leicht und ungefordert hingegeben haſt, ſo erſcheint ſie durch die läßliche Hinnahme des Andern wie Wegwerfung.

Als ein begehrenswerthes Loos, ſchön und gut, erſcheint es oft, in einer vollen ganzen That ſich aufbrauchen und dann ſterben zu können. Aber der Zuſammenbruch deiner Lebenskraft iſt kein plötzlicher. Die übermüthige Selbſtentäußerung rächt ſich leicht an dir und läßt dich die noch beſchiedenen Jahre hinſiechen, dir ſelbſt entrückt und der Welt zur Laſt.

Wer Rache übt, verdirbt mit dem Andern auch ſich.

Die ſchwerſte Kunſt iſt, die Menſchen lieben, ehren, achten und doch nichts von ihnen erwarten, Alles, was du empfängſt, als reines Geſchenk des Glückes zu empfangen.

Wem Böſes angethan worden, ſollte der nicht ſagen können: Die Schlechten haben aus ihrer Natur gehandelt, warum ihnen zürnen? Was liegt daran, daß eben du das erleiden mußteſt?

Wenn aber das dir Widerfahrene ein allgemein Verderbliches iſt, ſo daß die ſittliche Welt nicht beſtehen könnte, wenn Jeglicher ſo handelte, dann mußt du dagegen kämpfen. Dann gilt von den Giftſeelen das Wort: „Sie ſind giftig wie die Schlangen und müſſen ausgerottet werden wie die Schlangen".

Die feine Lebensart, das, was man Nobleſſe des Benehmens nennt, wirkt ſtellvertretend oft das Gleiche, wie die innere Güte. Die Wohlhandlung hat da nicht das Wohlwollen zum Grunde, vielmehr nur die gute Gewöhnung.

Liebe ist eine von Natur angeborne, Haß eine durch Conflikt entstandene Seelenstimmung. Die Liebe idealisirt den Gegenstand ihres Affektes und sucht sein Leben zu erhöhen; der Haß karrikirt das Gehaßte und sucht seinen Bestand zu mindern oder ganz zu vertilgen. Der Haß drückt sich am schärfsten in dem Sprüchwort aus: Er gäbe ein Auge drum, wenn der Andere kein's hätte.

Der Haß kann vererbt werden, die Liebe nicht.

Eine Aussöhnung hinterläßt mindestens in der ersten Zeit ein Gefühl der Verfremdung. Man war dem Freunde fremd, wollte und mußte es sein, und da ist man nicht so rasch wieder bei und mit ihm daheim.

Am wenigsten vermag unser Wille über das Gedächtniß. Was willst du in Erinnerung behalten, was nicht? Du kannst es nicht bestimmen und doch ist die Erinnerung, die bewußte und unbewußte, der bestimmende Grund für Handlungen und Empfindungen. Vergeben und Vergessen! Vergeben ist ein Akt des Willens, Vergessen nicht.

Bist du Gottes Sohn, so erlöse dich. — So ruft die Welt jedem ringenden und an's Marterkreuz der Lebenssorge geschlagenen Genius zu.

Und hat sie nicht ein Recht, so zu rufen? Giebt es ein anderes Wahrzeichen der göttlichen Sendung, als sich selbst aus Schwere und Gebundenheit erlösen?

Ist das Licht in der Seele eines Menschen wie ein unfaßbarer elektrischer Funke, der sich nicht festhalten läßt, der aufblitzt in Entschluß und That? So lange kein Gewitter am Himmel ist, schicken wir frei nach unserem Willen den Funken durch den ausgespannten Draht; sprechen aber die großen ewig unbewältigten Urmächte drein, dann hört das Menschenwort auf, von selbst fahren die Funken auf den leitenden Drähten dahin: das Chaos spricht Unfaßliches.

Es giebt eine frisch gesammelte innere Entschließung, die die Seele schon im Voraus mit jener Sättigung erfüllt, die erst der vollbrachten That zukommt, ja diese Vorerfüllung ist noch mehr und unermüdeter als die wirkliche äußere Erfüllung.

Den Glaubenssatz versteht Jeder nach seinem eigenen Sinn, wie Jeder in seiner ihm allein angehörenden im letzten Ton unnachahmlichen Stimme spricht. Die That, die gerechte, die schöne, die freie That allein kann nicht gedeutet, kann nicht mißverstanden, von Einzelnen nicht verändert werden.

Die bewußte freie That allein bestimmt Werth und Unwerth des Menschen; erhabene Gedanken erhöhen, schlimme erniedrigen ihn nicht, wenn er jene nicht zur That machen konnte, und wenn er diese vor der That in sich vernichtete.

Wer nicht bewußt und muthig den Kampf des Daseins auf sich nimmt, der muß die Angst des Daseins auf sich nehmen.

Wer sein Lebenshaus zu schnell und leicht baut, muß sich gefaßt halten, daß jeder vorüberfahrende Wagen ihm sein Heim erschüttert.

Viele Bedrängniſſe im Leben ſind wie unheimliches Wetter draußen. Von der Stube aus, in abgeſperrter Atmoſphäre betrachtet, ſcheint es unerträglich, aber draußen, mitten drin wirkt es auf den an ſich Geſunden erfriſchend.

Es giebt eine Dogmatik der Sitte, die eine große unumſtößliche iſt, von der ſich Niemand ungeſtraft dispenſiren darf. Wie man in Erhitzung nicht trinken darf, ſo darf man auch in Gemüthsbewegungen, die das ganze Weſen aufwühlen, in Zuſtänden der Trauer, des Unglücks, nichts Lebenbeſtimmendes feſtſetzen. Es ſind Zeiten geſetzt, nach denen das erſt ſein darf, und wer ſie überſpringt, muß ſie doch wieder nachholen, und es kann dadurch ein Schaden in der Seele angerichtet werden, der gar nicht mehr gut zu machen iſt und an dem man lebenslänglich kränkelt.

Wer das Gefühl hat, nicht ganz brav zu ſein, etwas zu haben, was er verbergen muß, der erſchrickt leicht und iſt leicht verblüfft. Die diplomatiſchen Naturen erſchrecken deshalb nicht, weil ſie ſtets im Gefühle ſtehen, daß der Andere nicht minder zu verbergen hat.

Wer sich sagen kann: ich darf ganz wahr sein — der ist im Rechten.

Wer einen dunkeln Fleck im Auge hat, sieht diesen als dunkeln Fleck außer sich.

Die Lüge ist eine Frucht der Furcht. Das Bewußtsein, sich in einen Gegensatz zum Rechten gebracht zu haben, sucht sich heraus zu retten, und die Tradition des Schicklichen und Herkömmlichen macht lügnerisch. Die ersten Menschen der biblischen Tradition logen aus Furcht.

Wie im isolirten Naturzustande Jedes thut, was es kann ohne Sünde, so ist innerlich alles Denken und Empfinden an sich gut und unschuldig. Erst durch den Gegensatz und die Nothwendigkeit der Gemeinsamkeit tritt die Lüge, der Widersinn ein, aber auch das Sittliche; denn der Mensch ist erst menschlich und sittlich durch die Gemeinsamkeit.

Fleiß und Wahrhaftigkeit, Trägheit und Lüge ſind vielfach in einander und erſcheinen nur als zwei Momente derſelben Subſtanz. Fleiß iſt Wahrhaftigkeit vor ſich ſelber, thätige Bewegung der Kraft, Trägheit beſchönigt ſich vor ſich und vor Anderen und erſcheint als Lüge.

Auch in die Tugend des gemeinnützigen Strebens kann ſich Selbſtſucht einſchleichen. Der echte Edelſinn aber freut ſich eben ſo ſehr, wenn etwas Gutes, das er bewirken wollte, durch einen Andern geſchieht, als wenn er's ſelbſt gethan hätte. Es kommt immer wieder Alles darauf hinaus, daß wir erkennen, das menſchlich Sittliche beruht in der Gemeinſamkeit.

Wehe dem, der jeden Tag ſein Leben, die ganze Welt für ſich neu aufbauen muß. Die Sonne leuchtet ihm nicht von ſelbſt, denn neben ihm iſt Tod und Finſterniß. Wer auf die Sonne in einem andern Menſchen zu warten hat, der zerſtreut vergebens die Nacht, das Chaos; plötzlich iſt Nacht und Chaos wieder da.

Ich habe einem Menschen in's Angesicht gesehen, der mir zuerst etwas verhehlte, dann gradaus etwas vorlog; es zuckte keine Miene in seinem Antlitze, ich fühlte ein Beben in mir, denn ich log ja selber, ich hatte nicht den Muth ihm zu sagen: du lügst.

Wenn ein Teufel in der Luft schwebte, er hätte seine Freude daran haben müssen, wie da zwei Ebenbilder Gottes dreinsahen.

Welche von beiden ist die wohligere Empfindung: die, etwas Rechtschaffenes gethan zu haben oder die, ein begangenes Unrecht mit Ueberwindung wieder gut gemacht zu haben? Jenes ist das Gefühl der Sättigung, dieses wie das Gefühl der flüggen Gehobenheit nach einem langentbehrten erfrischenden Bade. Aus dieser genußreichen Einkehr und Umkehr nach dem Sündenfalle erklären sich vielerlei Erscheinungen im Kirchenthum.

Die Wiederaufrichtung der gebeugten und gefallenen Natur durch die innewohnende eigene Kraft ist ein durchgehender Grundzug in den dramatischen Dichtungen Heinrichs von Kleist.

Die Pfahlwurzel der Freundschaft ist die gemeinsame Liebe zur Wahrheit.

Der energiſche Uebelthäter imponirt nicht nur Anderen, ſondern auch ſich ſelber durch ſeine Willenskraft; ſein Weltgefühl geht ganz in ſeinem Selbſtgefühl auf.

Du ſollſt dem Blinden nicht von der Farbe reden. Aber wer iſt der Blinde, wer der Sehende? Von dem Augenblicke an, wo du darauf verzichtet haſt, eine gewonnene Erkenntniß Anderen mitzutheilen, haſt du dein Beſtes aufgegeben.

Reſignation auf eigenes Glück iſt ſchwer, aber Reſignation auf Beglückung Anderer iſt ein Bannſpruch, der das Leben öde und heimathlos macht. Denn obſchon du weißt, daß dir ſelber die Erkenntniß weniger genutzt hat, als das angeborene Weſen, haſt du doch ſtets die Hoffnung zur Erkenntniß, ſie werde Anderen nützen, wenn ſie ihnen nur recht offenbar würde. Wir klammern uns an abſtracte Wahrheiten, auch wenn wir noch ſo ſehr fühlen, daß nur derjenige Theil derſelben, der in unſer gewohnheitsmäßiges Sein übergegangen, wirklich unſer eigen geworden iſt.

Der Selbsterhaltungstrieb und das Recht der freiesten Selbstentwicklung geht nicht ohne Verletzung und Hintansetzung coexistirender Rechtsgebiete oder ohne Rücksichtslosigkeit vor sich, und die Frage um das Bemessen des Guten besteht eben in der gerechten Abwägung. Jeder bedeutende weit und allgemein wirkende Mann muß von sich abwerfen, was die freie Entwicklung seines Naturells hemmt. Das geht nicht ohne Verletzung Anderer ab. Wer eine höhere Mission zu erfüllen hat, muß über die geringere Rechtssphäre wegschreiten. Das Bessere ist der Feind des Guten. Die Frage und Aufgabe oder das Problem ist nur, wo und wann ist das Bessere, das der Feind des Guten sein darf. Starke Naturen fühlen das in sich, der Muth kann höhere Tugend, kann aber auch Laster werden. Ein Kriterium kann darin gefunden werden, ob das, was der Einzelne will und nur mit Verletzung bestehender Verpflichtungen oder Rücksichten durchführen kann, ein Egoistisches ist, oder ein über die Persönlichkeit hinaus Gemeinnütziges. Aber das löst die Frage noch nicht; denn der Despot, der Tyrann kann ebenfalls Gemeinnütziges wollen. Die Frage ist daher noch nach vielen Seiten offen.

Die belebte Menschengemeinschaft hat das Gute, daß Störung und Widerspruch sich leichter in ihr verwindet und überwindet. In der Einsamkeit erschreckt nicht nur jeder disharmonische Ton von außen, er klingt noch lange nach. Die Einsamkeit erhöht die Empfänglichkeit für reinere und feinere Fassung des Lebens, aber auch die Reizbarkeit; sie schärft das Ohr, macht es aber auch empfindlicher und verletzlicher.

Nichts ist peinlich ermüdender, auch in der Nachwirkung, als eine leere, zwecklose Gesellschaft. Es ist Einem zu Muthe, als ob man mit hölzernem Hammer auf Steine geschlagen hätte, unnütze Arbeit, und hätte man ein scharfes Werzeug, es würde stumpf.

Im Gesellschaftsleben ist die Etiquette, was im Kirchenleben die Ceremonie; beide gingen aus einem innern Bedürfniß hervor, werden aber äußerlich und hohl, sobald man das, was damit ausgedrückt werden soll, vergißt oder verschmäht.

Menschen, die ein ödes, nichtiges, auf Zeitvertreib gestelltes Dasein führen, die kein Leben in sich und im Alleinsein kennen und stets nur auf gesellschaftliches Ausleben mit und von Anderen warten, solche Menschen haben eigentlich einen stillen Haß gegen alle in ihrer Selbstheit und innern Arbeit ruhende Naturen, sie maskiren diesen inneren Widersatz gern, er kommt aber unversehens heraus. Sie müßten sich selbst verachten, wenn sie den Anderen anerkennen wollten, und Selbstverachtung ist die schwerste Aufgabe.

Manche Menschen machen es mit ihren Sommeraufenthalten wie es in den Concerten hergeht, siebenerlei Musikstücke auf einmal; hier muß Alles gehört, dort Alles in einem Zug gesehen werden, täglich Anderes; hier wie dort fehlt das Einleben und Durchempfinden des Einzelnen, es bleibt kein nachhaltiger Eindruck.

Es ist ein seltsames schweres Gefühl, Menschen, denen man lange Zeit Hohes zumuthete, plötzlich klar als platte Naturen zu erkennen. Es hat aber sein Gutes, man echauffirt sich nicht mehr darüber.

Eine tiefe unerschöpfliche Quelle von Selbstquälerei und Verstimmung und Gekränktheit liegt darin, daß man oberflächlichen Naturen irgend ein Grundsätzliches und Gewolltes zumuthet. Alles ist ihnen ja nur Conversation, momentane Anregung, Zeitvertreib, weiter nichts. Sie sind aber darum nicht böse. Soll die Lerche sich über den Sperling grämen, oder ihm vorwerfen, daß er nur kurze Flugkraft hat?

Es giebt auch Menschen, die eine Art Metronom sind, das macht keine Musik, zeigt keine bestimmte Stunde an und ist doch das Maß für die meiste Musik, und alle Composition muß sich darnach richten. Es sind das prosaisch exakte, aber eben dadurch sehr nothwendige Naturen.

Haben und Sein. Es giebt Menschen, die goldene Sparkassen haben und nichts darin als etwa Spielmarken, und Andere, die in irdenen Gefäßen Schätze sammeln. Jene verwenden Alles auf den Behälter, diese müssen erst zerbrochen werden, damit man zu ihrem Inhalt komme.

Ehedem in Gewohnheit und hergebrachtem Verkehr werth gewordene Menschen nun beziehungslos flüchtig wiedersehen und keine rechte Anknüpfung finden können, das giebt die Probe des ganzen Verhältnisses und seiner Bedeutung. Es ist wie ein Baum, eine Gegend oft nur im Blätterschmuck und Sonnenschein anspricht, das echt Schöne muß in der ganzen Structur echt und schön sein.

Ich habe noch keinen Menschenverächter gefunden, der aus niederen, das heißt armen Verhältnissen stammte. Wer aus sich sein Ideal geschaffen oder doch sich zu etwas gemacht hat, der glaubt an die Menschen; wer als Erbmensch aufgewachsen ist, hat das nicht.

Es giebt Menschen, die in ihrem Anschluß, in ihrer Anlehnung an Personen und Sachen ihren Schwerpunkt nie aus sich heraus auf ein Anderes verlegen. Stürzt oder weicht nun das, worauf sie sich lehnen, kommen sie nicht zum Fall, kaum zum Schwanken. Die Gradverschiedenheit macht diese Naturen weltklug oder weise.

Tiefere poetiſche und philoſophiſche Naturen ſind ſelten oder nie Bonmotiſten. Dieſe ſind vielmehr die Sprudel- und Schaumgeiſter.

Den Witz als ſtändige Geiſtesnahrung betrachten, das heißt Sauerteig als Brod backen wollen. Nur im guten, ſüßen Teig iſt er richtige Triebkraft aber nicht Nahrungsſtoff an ſich.

Es giebt Tage, wo dir Alles, was du in die Hand nehmen willſt, aus der Hand fällt, und ſo giebt es auch Tage, wo dein Geiſt nichts faſſen kann, keinen feſten Gedanken, keinen Entſchluß; hab' Geduld, laß ſolche Tage in ſtiller Gewöhnung vorübergehen, deine Faſſung, dein Feſthalten, körperlich und geiſtig kommt ſchon wieder.

Hätte der Hirtenknabe nicht ſeine Luſt an der Peitſche und das Glück, daß er knallen darf und daß das weithin ſchallt, er hielte das einförmige Leben nicht aus.

Man baut die Schiffe auf trockenem Lande. Man könnte das auch als Sinnbild der abstrakten Wissenschaft betrachten. Nicht inmitten der Strömung und doch für sie vorbereitet, läßt sich das Werkzeug zu deren Bewältigung aufbauen, sondern nur von denen, die am trockenen Ufer leben.

Die Kräfte und Mittel der Propaganda und die der Agitation sind nicht dieselben und gehen darum oft auseinander. Es ist ein großer Irrthum, Schriftsteller, Dichter, Philosophen für geeignete Agitatoren im unmittelbaren Leben zu halten. Der Bauer, der den Acker bestellt, in Aussaat und Ernte, ist darum nicht auch der Bäcker.

Bei feierlichen Handlungen eine nachlässige und bequeme Haltung einnehmen ist Mangel an Ehrfurcht.

In der Hauptstadt sind bequeme Sessel hingestellt für das zu trauende Brautpaar. Das ist modischer Widersinn. Aufrecht hält sich der Mensch naturgemäß in einem erhebungsvollen Momente.

Zu dem Schwierigsten gehört, einen Geistlichen von der Hohlheit einer Phrase zu überzeugen. Der Sprachornat ist ihnen gar zu genehm, sie können ihn schwer ablegen, sie müssen das ganze Jahr die höchsten einfachen Gedanken immer bauschig aufdonnern und manchmal nach bloßen Klangwirkungen haschen, daß ihnen die Phrase nur schwer abzugewöhnen ist und ein Bild konkret zu schauen ihnen müssig wird.

Es möchte eine besondere Erörterung verdienen, daß der Soldat Carteſius aus dem Selbstbewußtsein heraus (cogito ergo sum) das ganze Denkleben aufbaute; das Selbstbewußtsein und zwar das eigenartig gesteigerte, ist vor Allem Lebensprincip des Soldaten.

Es gilt allgemein für unschicklich und boshaft über Körperfehler zu spotten, nicht so über Geistesfehler und diese sind doch oft nicht minder eingeboren; allerdings sind sie weniger sichtbar und auch weniger unterscheidbar von dem, wofür wir uns gegenseitig verantwortlich machen.

Es giebt einen gebildeten Gang. Ohne den Menſchen aus der Ferne zu kennen, ſieht man an der ganzen Haltung und Tragung des Körpers, ob ein Menſch von einer Idee bewegt war oder iſt, es iſt eine gewiſſe Herrſchaft des Geiſtes über den Körper ausgedrückt. Nicht das Soldatiſche bringt das zuwege, ſondern das ganze Individuelle des Geiſtes- und Gemüthslebens. Das alte Wort: der Geiſt ſchafft ſich den Körper, läßt ſich dahin reduciren, daß er eine gewiſſe architektoniſche Richte zuwege bringt.

Wenn man einen ſtarken Sägeklotz bei der Sägmühle ſieht, ſagt faſt jeder Betrachtende: ei, was muß das für ein Baum geweſen ſein, wo ſtehen denn noch ſolche? Es geht auch oft im Menſchenleben ſo. Man hält dem gefällten Baum große Nachrede.

Man ſchneidet die zweite Schur, das Oehmd viel ruhiger, als das erſte Gras.

Die immer nur das Vergangene loben, sitzen eben rückwärts auf dem rollenden Wagen der Zeit, sie sehen nur, was bereits vorüber ist.

Ein gut Theil des Gouvernanten-Elends besteht darin, daß die Erzieherinnen noch zu viel mit sich zu thun haben und demgemäß auch von außen, von der Umgebung besondere Betrachtnahme heischen. In sich unreife Früchte, noch der Nahrungszufuhr vom Baume bedürftig, halten sie sich für reif und wollen Andere nähren. Dazu kommt, daß der Abschluß des Lebens bei der Frau oft nur ein scheinbarer ist. Ein Mann, der den Entschluß gefaßt hat, ledig zu bleiben, erachtet denselben weit mehr unumstößlich, als ein Mädchen.

Das Pedal des Klaviers kann quieken und doch hören wir die reine Melodie. Wir vermögen durch intellektuelle Willenskraft den störenden Ton zu isoliren. Das können wir auch im Leben den Häßlichkeiten der Erscheinungen gegenüber, und wer das thut, der heißt Idealist.

In jeder Auseinanderſetzung, gegenſeitigen Aufklärung, und ſei ſie noch ſo freundlich und liebreich, liegt etwas Nachſäuerndes; man iſt gewiſſermaßen fertig mit einem Lebensverhältniß und neue liegen vor uns in Morgennebel eingehüllt. Jede Erklärung, Erörterung benimmt unſerm Leben und unſern Beziehungen zu Anderen die beſeligende Kraft der Unmittelbarkeit; nicht einmal in innerlichen, ſubjektiven Dingen duldet die Welt eine Unmittelbarkeit, um ſo weniger in äußeren Dingen, Beziehungen zu Anderen; die Vernunft iſt erlöſend, aber ſie löſt auch die ſtille Seligkeit des unmittelbaren Naturdaſeins auf. Und obſchon Mißverſtändniſſe oft zum tiefſten Verſtehen, Verkennungen zum tiefſten Erkennen führen, wird der Vorgang nicht leicht vergeſſen, es ſei denn von einem Liebenden.

Gerade in Zeiten der reinſten Erhebung, in den Stunden der heiligſten Betrachtungen und Entſchlüſſe werden wir oft durch kleinliche äußerliche Nichtigkeiten geſtört.

Oder fühlen wir dieſe Störungen nur in ſolchen Momenten?

Das höhere Leben muß ſofort die Kleinlichkeit überwinden lernen.

Es giebt Menſchen, die in den letzten fünf Minuten vor der Abfahrt mit der Eiſenbahn ruhig ſtudiren, ſprechen und genießen. — Ein Bild des Lebens mit dem Wiſſen von dem Tod.

Die Gaben der Reichen und Armen!

Der Reiche macht bei jeder größeren Gabe ſo zu ſagen Inventur ſeines Beſitzthums und giebt darum ſchwerer, der Arme denkt nicht daran und giebt darum leichter und freier.

„Groß und abſcheulich!“ ſagt Leſſings Nathan, das iſt der Grundton der Vereinbarung von Erkenntniß und Humanität.

Wenn man jung iſt, glaubt man mit dem geringſten Leiden nicht leben zu können, das muß beſeitigt werden. Wenn man alt iſt, lernt man mit beſtändigem Leiden leben.

Um eine Erfahrung reicher, um einen Glauben ärmer, es ist dasselbe. Aber es sind zwei ganz verschiedene Naturen, die das sagen.

Alle ehrlichen Gegner müssen sich über ein Unantastbares oder Unbeweisbares vereinigen können.

Durch Theilnahme Anderer wird oft die Empfindung eigenen Schmerzes erhöht. Ein Kind, das gefallen ist, schreit weit weniger und hört viel früher auf, wenn Niemand zugegen ist, seinen Schmerz zu bemitleiden.

Gegensatz des conventionellen Menschen, der die gewohnten nöthigen Begriffe und Lebensformen leicht handhabt, ist die productive Natur, die sich Alles das individuell selbst schafft. Freilich entdeckt sie oft längst Offenbares, aber es wird dadurch neu eigen und mehrt sich.

Ich habe mein Schicksal verdient. Wer das einmal in bitterer Noth voll erkannt hat, der kennt das letzte Wort der Resignation.

Wer viel in der Phantasie lebt, ist der Wirklichkeit gegenüber leicht zaghaft.

Wer nicht scharfsichtig ist, sondern kurzsichtig, der wird von Manchem, was sich als Häßliches, Erschreckendes dem Auge darbietet, gar nicht berührt, er sieht es einfach nicht; dagegen schaudert ihm vor Manchem, was ein schärferes Auge als indifferent erkennt. Es ist ebenso gut als nachtheilig, leiblich und geistig eine Brille zu tragen.

Die wohlthuendste Lebenskunst ist, alles Kleine klein und leicht und alles Große groß und nachdrücklich zu behandeln.

Man kann nicht groß von der Menschheit denken und klein von den Menschen. Wer nicht in Jedem ein Atom des Allgemeinen erkennt, für den ist das Allgemeine nur Phrase und Aufputz.

Wenn man im Glück ist, ist es leicht, wohlwollend, gutmüthig, neidlos, bescheiden zu sein; es ist das Gefühl der Sättigung, das uns leicht gegen Jeden mittheilend, theilnehmend, selbstvergessend macht. Wie anders aber, wenn man im Unglück ist. Die Unbefriedigtheit macht leicht anspruchsvoll. „Laßt mich in Ruh mit euren ewigen Ansprüchen!“ sagt man am liebsten gerade da, wo man selber Ansprüche macht.

Tiefere Naturen werden von seichten leicht gekränkt, weil Diese Worte und Begriffe gebrauchen, die Jene tiefer, sachlicher, ernster nehmen, während sie doch nur Phrasen oder Ausbrüche des leidenschaftlichen Moments waren.

Wie es fremde Menſchen giebt, deren Stimme, ſo giebt es fremde Städte, deren Glocke uns heimathlich anmuthet; es liegt etwas darin, das uns ſagt: Bleib da, es wird dir bei mir wohl ſein.

Heftige Körperſchmerzen treten, ſobald ſie vorüber, alsbald in eine ſolche Vergangenheit, daß wir uns ihre eigenthümliche Beſchaffenheit faſt gar nicht zurückrufen können; Seelenleiden dagegen treten nicht ſo leicht in volle Vergangenheit, erſtehen vielmehr bei der Erinnerung friſch und lebhaft. Dies mag daher kommen, daß ein Körperleiden als in die Erſcheinung getreten, äußerlich an dem Körpertheile haftete; iſt der Körper geſund, ſo iſt das Weſen des Leides aufgehoben, die Erinnerung als rein geiſtige, kann das Körperleiden nicht unmittelbar im Körper ſo erzeugen, daß es in ſeiner Eigenthümlichkeit wieder daſteht; das Seelenleiden dagegen, das die Seele, das Werkzeug der Erinnerung, unmittelbar ergriffen, kann alſo durch dieſe Erinnerung wieder ganz als ſolches hervortreten.

Es giebt Menſchen, denen man bei jeder Begegnung etwas Gutes thun, Beglückendes mittheilen möchte. Das ſind diejenigen, welche rein durch ihre Erſcheinung die echte Liebe erwecken und den Sonnenſchein des Lebens mit ſich bringen.

Es giebt Tage, wo das ganze Weſen von unnennbarer Freude getragen, die Seele ſo flügge iſt, als hätte man ein Glück empfangen oder in nächſter Stunde zu erwarten.

Wie ſich eine Landſchaft nicht bei Sonnenſchein allein oder bei Regen allein beurtheilen läßt, ſo auch ein Menſch nicht im Sonnenſchein der Freude oder in der Betrübniß eines Ungemachs. Man muß verſchiedenes Wetter mit ihm erlebt haben.

Verſtimmung und Zweifelſucht aus der Seele nehmen erzeugt ein Gefühl der Geneſung; Liebe und Vertrauen machen die eigentliche ſeeliſche Geſundheit aus, und in der Geneſung liegt das Wohlgefühl des Wachſens.

Stimmungen verhalten sich zum Charakter, wie die Ströme zum Meere; dort Bewegung nach außen, hier Bewegung in sich. Der Charakter nimmt die Stimmungen auf, aber er ist und bleibt derselbe; die Stimmung spiegelt das Uferleben, das Leben umher ab in seiner Heiterkeit und Trübe, das endlose Meer spiegelt nichts ab als das Allgemeine und Ständige, die Himmelswölbung über ihm. Traurig der, der von dem endlichen Strome nie hinausgelangt auf die hohe See, traurig aber auch der, der ewig auf hoher See verweilend nicht kennt die Hoffnungen und Leiden, die Lust und den Schmerz der Binnenländer.

Einem verehrten Geiste huldigen ist beglückender als jede Verehrung, die man selber erfährt, auch schon deshalb, weil das Gefühl der Beschämung wegfällt.

Ein Mensch, der keinerlei Kunst gelernt hat und versteht, ist trocken wie eine Gegend ohne Wasser; es fehlt das bewegt Belebende.

Man erkennt und anerkennt gern das intellektuelle Genie, wie es sich in Staat, Wissenschaft und Kunst manifestirt. Es giebt aber auch ein Genie der Moralität, Menschen von einer initiativen Kraft und Ständigkeit im Wohlthun, und dieses Genie der Moralität hat die besondere Gunst, daß es sich im kleinsten Lebenskreise ausleben kann.

Man sagt, daß man im Augenstrahl die Seele sehen könne. Ich bin darin oft getäuscht worden, selten aber im Ton der Stimme, wenn ich auf den Grundton merkte. Man kann die Seele nicht sehen aber vielleicht hören.

„Ich will in der Heimatherde begraben sein“ sagt der sterbende Joseph in Egypten zu seinen Brüdern. Und so geht es beim Alter in der Fremde, auch in der geistigen; es ist eine Sehnsucht nach dem Heimathland der Empfindung in der Jugend, und die Seele will in ihm begraben sein und die letzte Ruhe finden.

Beharrlichkeit hat Goethe als obersten Grundsatz des tüchtigen Lebens aufgestellt und selbst bewahrt.

Was im Wechsel der Zeiten zu beharren bestimmt ist, muß aus dem Beharren und nicht blos aus momentaner Anmuthung hervor gegangen sein.

„So muß man des Todes Bitterkeit vertreiben," pflegte Goethe bisweilen im Aufathmen von rastloser Arbeit zu sagen. Und es giebt nichts Anderes als Arbeiten, so lang es tagt; denn Arbeit allein und die aus ihr strömende reine Luft macht das Leben zum Leben.

Was wäre die Erde ohne Berge, die uns den Blick in's Weite der Natur geben? Was wäre die Menschengeschichte ohne Heroen, die uns den weiten Blick in's Geistesreich geben? Etwas vom freien reinen Athem der Berge zieht in uns ein, wenn wir uns neben die Heroen des Geistes versetzen.

Menſchen, die ſchnell, fertig formulirt Empfindung und Urtheil über ein bedeutendes Kunſtwerk ausſprechen, waren keinen Augenblick in die reine Aufnahme deſſelben verloren. Sie empfinden nicht das Werk ſondern nur das, was es ihnen zur Mehrung ihres Geſprächsſtoffes bringt.

Wer in der Zeitung leſend zuerſt nach dem Courszettel ſieht, wie etwa die Frauen zuerſt nach den Familienanzeigen, dem geht das Zeitleben und die darin ſich bewegende Idee nicht mehr frei und in ihren weſentlichen Beziehungen auf.

Es giebt eine Heuchelei des Märtyrerthums. Freut euch Opfer zu ſein! rufen die frommen Heuchler. Aber ſelbſt die Größten, deren Daſein einen Wendepunkt der Weltgeſchichte bezeichnet, wollten nicht, daß ſie zermalmt würden, ſondern waren nur bereit, wenn es denn ſein müßte, zermalmt zu werden. Das Bangen auf der Spitze des Entſcheidungskampfes iſt naturnothwendig und nur durch die Willenskraft zu überwinden.

Es giebt eine Profanation der Seele, die sich für Weltklugheit ausgiebt; sie beginnt in dem Momente, wo du deine Lebensfreude nicht mehr in und von deiner Arbeit erhoffst, und sie schädigt unheilbar, wenn du an lässiger Arbeit dir genügst und nur auf den Ertrag bedacht bist.

Es giebt profane Naturen, die nie und nimmer in das reine Naturheiligthum eines Genies eintreten können. Der Verkehr mit ihnen bleibt darum stets ein exoterischer, unterhaltsamer, weiheloser.

Hier liegt ein Kernpunkt vom Wesen der Religion, die einen erhabenen Menschen zum Mittelpunkte macht. Es ist ein Erhabenes, ein Genie allen Menschen nahe zu bringen. Das ist die echte Offenbarung. Natürlich stehen aber auch hier die profanen Millionen ewig draußen und halten sich an Costüm und Dogmen. Mit einem Menschen, der Goethe intim kennt und damit liebt, läßt sich gut und schön leben und leicht verständigen.

Es giebt Menschen, die nur Regen und Sonnenschein kennen und haben; es giebt aber auch Seelen voll Thau bildender Kraft, das sind die stillen, in sich reichen und triebkräftigen, die mehr innerlich als äußerlich erleben.

Es giebt zweierlei Arten, Unglück zu ertragen und zu überwinden. Die eine ist, das Unglück als etwas Bedeutendes anzusehen, das uns läutern und erheben soll, dies ist der Charakter der Religion und der Religiösen. Die andere Art ist, das Unglück als etwas Nichtiges zu erkennen und wenn es sich doch mächtig geltend macht, sich durch die Elasticität der eingeborenen Natur darüber emporzuschnellen. Da hilft denn ein gewisser Leichtmuth, gewöhnlich Leichtsinn genannt, darüber hinweg. Dies ist die Art sogenannter heidnischer Naturen, die die Erlebnisse wie die Bestandtheile eines Kunstwerkes betrachten und formen.

Je höher die Natur, um so vereinsamter ist sie, aber sie bedarf der realen Gemeinschaft nicht, sie hat die ideale Gemeinschaft, den Inhalt des erweiterten Lebens in sich selber. So Shakespeare, Spinoza, Kant, Goethe.

Höher gestimmte ideale Naturen leben in der höhern Luftschicht oder wie der Vogel auf den Bäumen. Das schlimme Tageswetter unten auf dem Boden ficht sie nicht an, sie singen wie der Vogel weiter.

Wer eine volle, unzersplitterte Subjektivität sein und wirksam bethätigen will, der muß ein Stück Martyrium auf sich nehmen. Wer sich selbst hat, hat die Welt nicht und kommt auf Schritt und Tritt vor einen Gegensatz. Wie viele der großen Subjektivitäten, die der Welt eine neue Wendung gaben, wurden entweder Märtyrer oder Despoten.

Nicht wer das scheinbar Unerreichbare will, darf ein Schwärmer genannt werden, sondern wer das Ungewöhnliche, das er wollte, bei eintretenden Hindernissen leicht wieder aufgiebt. Wer nicht die eigenen Kräfte überlegt und die Kraft des Widerstandes von außen, der ist ein Schwärmer.

Sieht der Künstler die Dinge in der That schöner, als sie sind? Der Künstler, der den Lichtblitz an einem kupfernen Kessel festhält, sieht den Kessel als einen Träger des Lichtes, und das ist freilich anders, als er dem Auge der Küchenmagd erscheint, die das Licht nur als Träger der Reinlichkeit beachtet.

Die sogenannten Realisten, die nicht Materialisten sind, haben weit mehr wahren und wirklichen Idealismus als die Idealisten als solche oder die Ueberschwänglichen. Sie glauben und wissen die Schönheit, Güte, Größe, Tugend in der wirklichen Welt, sie kennen und halten sie.

Es giebt Weise, die aus vereinzelter Kundgebung Wesenheit und Standort eines Menschen derart verstehen, daß sie wie aus einem Glockenton erkennen, aus welchem Metall die Glocke gegossen ist und in welcher Höhe sie hängt.

Das freie volle Geistesleben ergießt sich, unbekümmert wohin es fallen mag, es regnet auch auf Sandflächen, wo nichts wächst; denn das volle Naturleben ist überreich.

Man kann die Allgemeinheit lieben, aber verehren kann man nur eine den Geist in sich zusammenfassende Persönlichkeit.

Wer sein Leben auf ideale Zwecke gestellt hat, dem blüht immer etwas; es bewegt sich und damit ihn. Wer aber nur selbstische Zwecke will, dem blüht das Leben wohl momentan, ist dann aber auch oft wieder ganz abgewelkt.

„Voilà un homme!" sagte Napoleon hinter Goethe drein, der ihn in Erfurt besucht hatte. Wunderlich! Also auch in Napoleon steckte etwas von Diogenes, der Menschen suchte. Auf der äußersten Spitze wie in der äußersten Tiefe dasselbe Empfinden. Der reinen Geistesmacht gegenüber wiederholt sich das „Ecce homo."

Und in der That, der ideale Mensch sucht das entsprechende Bild, aber auch der Gegensatz, der blasirte Menschenverächter wird die Sehnsucht, das Streben nicht los, zu suchen und ist überrascht, wenn er findet.

Die Ascetik der Kirche betrachtet das Leben aus dem Gesichtspunkte des Todes, die freie thatenfrohe Erkenntniß dagegen aus dem Gesichtspunkte des heitern Schaffens.

Von Erasmus wird erzählt, er habe Leben und Lehren des Socrates dermaßen verehrt, daß er ihn gern unter die Heiligen versetzt und gebetet hätte: „Heiliger Socrates bitt' für uns!"

Von Jesus und Socrates ist nichts Selbstaufgezeichnetes da. Sie erscheinen nur in der Vielfältigkeit ihrer Jünger, wenn man so sagen kann als unendliche Persönlichkeit. Die Tradition giebt den Fernenduft und aus ihm die Mythenbildung. Der schriftstellerische festbestimmte Ausdruck begrenzt die Persönlichkeit und erstarrt die flüssige Bewegung; in der mündlichen Tradition spricht die Persönlichkeit bereits aus einem Jenseits.

Nil admirari, vor keiner Erscheinung mehr bewundernd, betroffen stehen ist das Schlußwort der Stoiker als Ergebniß reicher Erfahrung und unabhängigen Denkens. Aber die Verlebten, die greisenhaften Jünglinge nehmen sich das gern zum Wahlspruch, und was Stärke des Weisen ist, wird zur Schwäche des Thoren. Es geht mit diesem Worte, wie mit dem von der Bescheidenheit der Lumpe, das doch nur sagen will: wer in sich fühlt, daß er nichts ist, thut sich groß mit seiner Bescheidenheit.

Luther und Melanchthon! Hat ein anderes Volk ein ähnliches Freundespaar an dem großen Wendepunkt seiner Geschichte? Jeder Luther, jeder weltbewegende in elementarischen Antrieben großwirkende Charakter sollte einen bedachtsamen Melanchthon neben sich haben, der inmitten des aufflammenden Muthes gleichzeitig die nachfolgende Verkühlung in sich darstellt, der zum selben Ziele wirkt, aber nicht im drängenden Kampfgewühle stehend die Ueberschau der Strategie bewahrt. Das gemeinsame Leben Luthers und Melanchthon's drückt sich in dem Worte aus, das der gen Worms Ziehende dem daheim Bleibenden sagte: „Arbeite unterdeß für mich, weil ich nicht hier sein kann."

Nichts mehr bewundern! Wer nichts mehr bewundert und verehrt, hat keine Erhebung mehr. Verehrung eines Festen, Bestimmten ist die gemeindebildende Kraft. Auf das Selbstgefühl allein läßt sich keine Gemeinsamkeit gründen; das Gemeingefühl ruht im Bewußtsein, durch Zusammenschluß mit Anderen Etwas zu sein, das mehr ist als der Einzelne.

Die männlichen Nachkommen der Geistesheroen sterben bald aus. Es ist als sollten diejenigen, die für das Allgemeine gelebt, nicht gebunden sein an eine persönliche Erscheinung. Die Nationen, von denen sie ausgingen, und die Menschheit, in die sie aufgingen, sind die Träger ihres Namens.

Nach der Schilderung der biblischen Urkunde war bei allen Creaturen das Bild ihres Daseins erst da mit ihrem Dasein. Der Mensch aber wurde geschaffen nach einem Bilde, nach dem Ebenbilde Gottes, und das Herausbilden dieses idealen Urbildes ist die Arbeit des Menschen.

Die Religion als Kirche, wie sie aus der Bibel des alten und neuen Testamentes entstand, hat Fanatismus und Ketzerverfolgungen erzeugt. Die Religion des freien Menschenthums, wie sie aus der Wiedererweckung des klassischen Alterthums sich entwickelte, kennt keine Verfolgungen, weil sie nicht Glaube sondern Bildung ist.

Eine Idee wird nie vollständige Wirklichkeit, und doch ist die Idee allein das sich immer neu bildende Wahre und ewig Beharrende, das Wirkliche hingegen das allein Vergängliche.

Alles Leben theilnahmvoll mitleben, im Bewußtsein des Universums stehen, das ist höchste Stufe des Menschenthums, und über ein Kleines wird es zur Sentimentalität.

Es giebt Arbeiten der Seele und Stimmungen, die zu ihrer reinen Fortsetzung der klösterlichen Ruhe und Abgeschiedenheit bedürfen. Wie sehnst du dich, nur einmal eine Woche, einen Monat auf ruhiger Höhe ganz abgelöst vom Weltgetriebe und seinen Störungen, in dir selbst dich ausleben und ein deine Seele Bewegendes ausgestalten zu dürfen. Das wird dir nie zu Theil.

Du mußt dich drein finden, durch das Gedränge des Marktgewühls ein Zerbrechliches zu tragen, du mußt lernen, in deinem Geiste dir schützende, ruhespendende Klostermauern aufzuerbauen.

Man muß freie, einfache Gedanken des Lichtes täglich wiederholen, wie die Sonne täglich aufgeht und die Nacht verscheucht. Das ist das Große der Religion und ihrer Satzungen, daß sie es vermag, nach ihrer Weise und in ihrem Sinne täglich die Herzen der Menschen zu erleuchten.

Die Offenbarung! Wie? Gott soll sich geoffenbart haben? Warum hat er es nicht so gethan, daß ich nicht anders kann, als ihn und das Jenseits erkennen? Warum läßt er mich armen, redlich Gesinnten ringen und zweifeln und oft verzweifeln? Und wenn er sich geoffenbart, warum erst nach Jahrtausenden des Weltbestandes? Warum ließ er all die vorangegangenen Geschlechter zu Grunde gehen und noch heute die Mehrzahl der Menschen, die an dieser Offenbarung nicht Theil hat? ... Diese Klagen sind gerecht, aber sie sind eben nur aus der Lehre von der Offenbarung entsprungen.

In der Lehre von der Menschwerdung Gottes liegt das Eingeständniß, daß wir ein übermenschliches Wesen nicht verstehen können.

Die Liebe iſt die echte, durch die uns die Menſchheit und die ganze Welt lieber wird.

Was uns ein Einziges lieben und alles Andere haſſen lehrt, iſt die echte Liebe nicht.

Der Cultus des Genius, auch eines ſolchen, der eine materielle Förderung geſchaffen, kann keine neuen Feſtesformen gewinnen. Wir können für Preſſe und Dampfkraft kaum ein Symbol wie viel weniger eine Göttergeſtalt erfinden. Die Mythen bildende Zeit konnte einem Wohlthäter Prometheus, der den Menſchen das Feuer brachte, das Feſt der Prometheia widmen. Gutenberg, Watt, werden nicht in Feſten verehrt, ſondern in Förderung und Umbildung ihrer großen Erfindungen.

Man kann eben ſo wenig ſagen, daß die poſitive Religion der Menſchheit mehr Schaden als Nutzen gebracht hat, als man ſagen kann, die Medizin hat Gleiches gethan.

Wir ſind zur Medizin und zur poſitiven Religion vorgeſchritten, wir ſind aus der Unmittelbarkeit des Naturlebens heraus, zurück können wir nicht, darum vorwärts und darüber hinaus zur bewußten Lenkung der Naturkräfte in der freien leiblichen und geiſtigen Diätetik.

Man hat viel darüber gegrübelt, welche Gestalt die Weltbetrachtung genommen hätte, wenn die zum Culturträger gewordene Religion sich nicht aus Judenthum-Christenthum sondern aus dem Griechenthum oder aus den landeseingeborenen Religionen fortentwickelt hätte. Das Judenthum war aber bereits in soweit eine von der Landschaft abgelöste Religion, als es die Religion eines eingewanderten Volkes war. Diese Ablösung gab seinen Fortbildungen eine gedankliche Freiheit und Abstraction, daß sie in die verschiedenen Völker und ihre vorhandenen Besonderheiten unter Aufnahme des in der klassischen Welt enthaltenen Bildungsstoffes eintreten konnten.

Warum scheuen sich so viele frei und rein denkende Menschen, Wort und Begriff „Gott" zu gebrauchen? Sind denn alle Freidenker nothwendig Gottesleugner. Kann doch kein Mensch leugnen, daß es etwas giebt, was hoch und ewig über allem Einzelleben verharrt. Aber weil mit dem Worte „Gott" so schnöder Mißbrauch getrieben wird, meidet man es.

Warum rufen die Poeten in großen Affekten lieber die Götter an als Gott?

Weil der Gott sofort als Katechismusgott aufgefaßt wird, die Götter aber sind die höheren Gewalten ohne Katechismusphysiognomie.

Wie es physikalisch nicht gelingt ein perpetuum mobile zu erfinden, so gelingt es auch psychisch nicht ein perpetuum stabile zu erfinden.

Die Lehrgebäude der Religion und der Philosophie wechseln, und an den großen kunstreichen Gebäuden, an den Domen muß zu ihrer Erhaltung immer gebaut werden.

Ein Mythus kann nicht durch Vernunftgründe, sondern nur durch einen neuen Mythus verdrängt werden; denn Vernunft und Phantasie sind Asymptoten, neben einander laufende Linien, die sich immer mehr nähern, ohne sich je im Endlichen zu durchschneiden.

Es giebt Regionen der Dämmerung an der Grenze der Erkenntniß, wo der Eine noch etwas sieht und scharf und bestimmt sieht, während der Andere neben ihm nichts mehr erkennt.

Was durch ein Wunder entstanden ist, müßte auch durch fortgesetzte Wunder erhalten werden.

Denn wie soll ein Wunder nun in die natürliche Folgerichtigkeit eingerückt werden? Das Wunder an sich ist die als Thatsache fingirte Aufhebung der natürlichen Folgerichtigkeit und kann also auch keine Folgerichtigkeit im Fortgange zugestehen.

Die echte Freundesseele hat eine gewisse Kraft der Allgegenwart, sie folgt dem Leben des Befreundeten nicht nur so weit das Auge unmittelbar reicht, sondern lebt im Entfernten. Solche Freundschaft kann sich aber nur auf einen bemessenen Menschenkreis erstrecken.

Die Empörung vieler Gemüther will nichts mehr von Religion und Erkenntniß Gottes. Die vielen Greuel, die die Kirche verübt, so lange sie nicht vom Humanismus getränkt war, wirken abschreckend.

Was hat die Kirche gethan? Sie hat Scheiterhaufen errichtet und verlangt noch heute das Opfer der Erkenntniß. Die Abschaffung der Hexenprozesse, der Folter, der Leibeigenschaft, der Sklaverei, nicht die Kirche hat sie bewirkt, die von Liebe salbungsvoll predigte; die Humanität, das Stiefkind der Welt, hat sie bewirkt.

Aber trotz der Kirche ist Gott, und ihn erkennen, heißt das Leben der Welt verstehen und die heiligen Mächte lieben.

Wenn man annimmt, daß die Welt nur von mathematischen Gesetzen und der Mensch vom Egoismus allein regiert ist, so hält man das Gemüth für dekorative Schönthuerei. Denn Gemüth ist die Fähigkeit der Seele, dasjenige in der Welt zu verstehen, was nicht Mathematik und nicht Egoismus ist. Es ist unwillkürliches Empfinden der seelischen Bedeutung und des Zusammenhangs der Dinge mit sich und den Menschen.

Wie ein Ringkampf in der Finsterniß ist ein Kampf mit der Geringschätzung und Verachtung der Menschen, die sich in der Seele festsetzen will. Wie ist es möglich, fragt man da, daß Menschen leben, die da wissen, sie haben Dem und Jenem ein Unrecht, eine Kränkung angethan? Wie können sie arbeiten, essen, trinken, schlafen, lachen? Sitzt nicht an ihrem Tische, an ihrem Lager ein Gespenst, der Schatten dessen, an dem sie sich versündigt? Die Antwort ist aber einfach: Sie denken gar nicht an den Andern. Und wenn sie es thun, sagen sie, er habe Unrecht geübt statt erlitten, oder auch, er mag leben, wie ihm gutdünkt, er geht mich nichts an. Sie löschen ihn aus. Gleichgiltigkeit und Beschönigung hilft über die Selbsterkenntniß weg. Aber es wäre nicht minder falsch und übertrieben, deshalb zum Menschenfeinde zu werden. Wie die Menschen der Todten vergessen müssen, so müssen sie auch der Lebenden vergessen. Ein feinerer Egoismus bedingt die Lebenskraft. Und jene Menschen, die für ihr Thun kein Gedächtniß und keine vor sich selbst wahrhaftige Würdigung haben, sind eben solche, die nur im sinnlich Gegenwärtigen leben.

Die läſſig machende Demuth-Religion ſagt: Wir ſind nichts vor Gott, dem Ewigen. Die ſtark machende, erhebende ſagt: Wir ſind ein Theil des Ewigen und leben in Gott. Das macht nicht ſtolz, ſondern vielmehr verantwortlich. Die Heiligung beſteht darin, uns ſo zu bilden, daß unſer Wille mit dem göttlichen Geſetze eins iſt.

Am Aeſthetiſchen läßt ſich Toleranz lernen oder vielmehr die Berechtigung und Unbekehrbarkeit eines anderen Standpunktes. Wer nicht mit dir übereinſtimmt, daß Shakeſpeare und Goethe die größten Dichter der Welt, der erſcheint dir doch nicht als unberechtigt, als ausgeſchloſſen von der Seligkeit der Schönheitsempfindung. Das Aeſthetiſche erſcheint allerdings weniger auf die Beſtimmung der Handlung und die ganze Lebensführung einwirkend als das Religiöſe. Der Glaube kann dogmatiſch gelehrt und übertragen werden, die äſthetiſche Empfindung beruht in der Selbſtthätigkeit. Es kommt wieder darauf hinaus, daß der Glaube fanatiſch werden kann, die Bildung aber nicht.

„Blanda von Filneck oder die Tochter Lessings. Ein Roman aus der Zeit der Kreuzzüge und aus dem 18. Jahrhundert.“ So könnte der Titel eines Buches lauten.

Wer ist Blanda von Filneck? Du kennst sie sofort, wenn ich den andern Namen nenne. Sie heißt Recha, ist die Tochter eines schwäbischen Ritters, der eigentlich ein mohamedanischer Prinz war und in den Kreuzzügen gefallen ist. Sie wurde von einem Juden, Nathan der Weise, erzogen. Wie, wenn Lessing ausführlich dargestellt hätte, wie ein Mädchen ohne positive Religion erzogen wird? Gerade bei einem Mädchen wäre das von besonderer Bedeutung; denn man sagt ja, daß die Frauen vor allem der positiven Religion bedürfen. Aber selbst ein Nathan oder ein Lessing hätte kein Kind nur nach eigenem Geiste und abgeschieden von allen Welteinflüssen erziehen können. Denn wie auch auf Blanda-Recha die Kinderfrau Daja und hunderterlei Anderes wirkt, so ist überhaupt der Mensch, sei er groß oder klein, Mann oder Weib, ein Kind der Gemeinsamkeit und seiner Zeit.

Religion und Musik haben beide zum Inhalt das Unendliche, das sich der festen allgemeingültigen Formbestimmung entzieht. So wenig es eine Staatsmusik geben kann, darf es eine Staatsreligion geben.

Wird es allezeit eine Religion der Gebildeten und eine Religion der Ungebildeten geben müssen? Das wenigstens ist keine Frage, daß der Gebildete den Inhalt dessen, was man Religion nennt, anders faßt als der Ungebildete, und eine gemeinsame Formel für Beide stellt nur scheinbar eine Einheit derselben her.

So lange die Religion nur die Blüthe des Wissens war, waren die Priester selbstverständlich gleichzeitig die Gelehrten. Erst als verfallenden Völkern der Gedanke kam, die Religion als etwas ausschließlich Ueberirdisches zu betrachten, wurde Unwissenheit ein Verdienst.

Der Glaube führt nothwendig einen Aberglauben mit sich; denn die Phantasie führt die reine Idee des Glaubensartikels weiter. Der Glaube an ein Unerkanntes, der Verzicht auf Erkenntniß ist ein Wunder und erzeugt Wunder.

Die reine, die geläuterte Religion! Der Jude meint damit sein reines, geläutertes Judenthum; der Katholik den wahren Katholizismus; der Protestant den reinen Protestantismus. Alle Verunstaltungen schieben sie auf die Geistlichen. Ein Jeder will, daß das, was Bildung geworden und nicht mehr Religion ist, in seinem väterlichen Hause daheim sei. Aber das, was man durch die Bildung aus der Religion herausdestillirt, ist eben diese Religion nicht mehr.

Die religiöse Rechtgläubigkeit sagt: Durch die Fortschritte und Mehrungen unseres Wissens thut sich schließlich keine neue Erkenntnißkraft und Quelle in unserer Seele auf; wir werden mehr, aber nie ein Anderes erkennen, als die Weisesten vergangener Zeiten erkannt haben. Ein Anderes nicht, aber in dem Gegebenen mehr. Und wir wissen, was der klare Geist zu erringen vermag, und was außerhalb seiner Grenze liegt, da wehren wir der Phantasie, uns Bestimmtes vorzugaukeln. Wer aber kann die Grenze der steigenden Vervollkommnung des Menschen ausmessen?

Wenn auf der ganzen Erde einmal ein einziger Sabbath in vollkommener Weihe gehalten wird, dann kommt der Messias, sagen die Juden. Das ist ein tief sinnbildlicher Ausspruch. Wenn die Menschheit nur Einen Tag zu weihevollem Frieden und liebevoller Erkenntniß gebracht werden könnte, dann wäre die Erlösung da, aber die babylonische Sprachverwirrung, Denk- und Empfindungsverwirrung ist permanent.

Paradies, Sündenfall, Erlösung. Die theologische Anschauung faßt das Urleben als ein paradiesisch vollkommenes, die wissenschaftliche Erkenntniß als ein stetig sich zum Höheren entwickelndes und bildendes. Es ist vergebens, diese Gegensätze vereinbaren zu wollen.

Die Fülle des Lebens liegt nicht draußen, sondern nur in dir. Die Sonntagskinder der Welt haben Seele in dem, was Anderen alltäglich und nichts ist, die Welt ist ihnen ein Tempel und das Dasein in ihr ein Fest.

Aus Gott geboren zu ſein iſt das Höchſte und Reinſte, was gedacht werden kann. Unſer Denken, Empfinden, Wahrnehmen iſt bedingt von Familie, Nationalität und Zeit. Es giebt auf Erden kein reines Waſſer, jegliches iſt mit Erdtheilen verſetzt, nur das aus der Wolke kommende iſt, ſo lang es in der Luft ſchwebt, rein. Die Philoſophie ſucht chemiſch wieder alle Zeit- und Erdbeſtandtheile aus dem Denken auszuſcheiden.

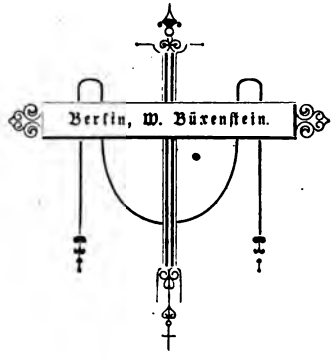
Was iſt das Heilige! „Was die Menſchen eint,“ antwortet Goethe Entſcheidung gebend. Eine Cultur, die nicht das die Menſchen Einende ſchaffen kann, hat die Stufe der Heiligkeit noch nicht erklommen, und dies echte Heilige iſt nicht das Kirchliche, es iſt das wahrhaft Weltliche.

Es iſt eine feinſinnige, vielverbreitete Vorſtellung, daß man im Jenſeits ſich der Gemeinſchaft der höchſten Genien erfreue. Willſt du deſſen in deinem wirklichen Leben ſicher ſein, ſo verſenke deine Seele ganz in die edelſten Hervorbringungen; du trittſt damit ein in die Reihe der Seligen, biſt ein Genoſſe Mozart's, Goethe's, Raphael's, du lebſt ihr Beſtes, ihr ewiges Leben hienieden noch einmal.

Du erlebſt dieſen wonnigen Frühling, dann vielleicht noch einen oder zehn oder zwanzig, und dann? . . . .

Erlebſt du einen voll, ſo haſt du alle erlebt, die nach ihm folgen.

Wer lebend im All, im Weltganzen ſich empfindet, der iſt als Individuum ſchon geſtorben, aber auch ſchon ſelig.


Berlin, W. Büxenstein.